

Ausgabe 1, 2023
5.00 €

MIGRANTTh

Das Magazin über Migration und Entwicklung

MigraNetz Thüringen
Geschichten aus dem Leben

Das vergessene Königreich Kongo
Vertragsarbeit in der DDR
Die Jenaer Erklärung 2019

African Network for Solar Energy



Chancily Matinda wurde 1993 in Sankt Wendel im Saarland geboren. Nach ihrem Bachelor in Politikwissenschaften an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena beginnt sie nun ihr Masterstudium in Rostock. In Jena war sie von 2019 bis 2021 Mitarbeiterin bei ANSOLE e.V.. Nebenberuflich arbeitet sie als Model.

Weiter auf Seite 24



Liebe Leserinnen, liebe Leser,
ich freue mich, Ihnen die erste Ausgabe unserer gemeinsamen Zeitschrift MIGRANTh (Das Magazin über Migration und Entwicklung) präsentieren zu können. Das Projekt MIGRANTh spiegelt die Aussage von Frau Birgit Sprenger wider, die im Rahmen der Antragstellung zur Finanzierung des Projektes schrieb: *“Die Thüringer Staatskanzlei (TSK) begrüßt es sehr, wenn kulturelle Vorhaben nicht nur für oder über Migrant*innen durchgeführt, sondern direkt von ihnen selbst initiiert werden“* (Schreiben vom 14. Oktober 2021, Geschäftszeichen 5618/99). Denn es gibt viele Berichte, Meinungen und Vorurteile über Migrant*innen, aber selten kommen sie selbst zu Wort.

Deshalb möchten wir als Organisation von und für Migrant(h)*innen eine rassismuskritische Auseinandersetzung bieten. Mit der Zeitschrift werden Lebensgeschichten dokumentiert und archiviert, die für ein buntes, weltoffenes und vielfältiges Thüringen stehen.

Es geht um Biographien und Lebenswege, die unsere Gesellschaft bereichern und mitgestalten. Darüber hinaus wollen wir Vereine und Unternehmen vorstellen, die von Menschen aus unterschiedlichen Regionen der Welt aufgebaut wurden und einen wichtigen zivilgesellschaftlichen und/oder wirtschaftlichen Beitrag leisten. Somit geben wir Migrant*innen in Thüringen (=Migranth*innen) ein Gesicht.

Die Zeitschrift möchte zum Abbau von Vorurteilen und Rassismus beitragen und die Ergebnisse auch der wissenschaftlichen Forschung zur Verfügung stellen.

In dieser ersten Ausgabe finden Sie spannende Lebensgeschichten von Menschen aus Afghanistan, Ägypten, Benin, Deutschland, Mosambik und Peru. Auch die Geschichte des großen Kongoreiches sowie die Entstehungsgeschichte und die Aktivitäten von MigraNetz Thüringen e.V. werden vorgestellt. Anhand der Geschichte von Nelson Munhequete stellt der bekannte Künstler Malte Wandel das heutige Schicksal mosambikanischer Vertragsarbeiter in der DDR dar, die um ausstehende Lohn- und Rentenzahlungen aus der BRD kämpfen. In der Kategorie Vereinsleben gibt es eine kurze Vorstellung des Vereins ANSOLE. Neugierige haben die Möglichkeit, ihr Wissen über den Voodoo-Kult zu erweitern. Außerdem zu lesen ist ein Gedicht von Frau Chelsea Tibi über Migration. Abschließend möchten wir mit dieser ersten Ausgabe die Jenaer Erklärung 2019 „Das Konzept der Rasse ist das Ergebnis von Rassismus und nicht dessen Voraussetzung“ als Beitrag zur Bildung für Nachhaltigkeit bekannt machen.

An dieser Stelle möchte ich mich bei allen bedanken, die uns bei der Erstellung bis zum Erscheinen dieser Ausgabe unterstützt haben:

- Frau Annett Roswora und dem gesamten Team des BIMF, die uns von Anfang an beratend begleitet haben,
- den Professoren Kai Hafez und Stefan Stroschneider, die die Idee von Anfang an befürworteten und sich bereit erklärten, das Projekt wissenschaftlich zu begleiten,
- Daniel Börner, der uns mit seinen Erfahrungen als Herausgeber der Zeitschrift „Geschichtswerkstatt Jena“ beratend zur Seite steht und gleichzeitig als Mitglied des Redaktionsteams fungiert,
- dem Redaktionsteam: Frau Hanna Bekele, Herr Daniel Börner, Frau Sophie Raiser, Frau Daniela Schreiner, Herr Rahmattulah Batoor, Herr Chris Seiferth,
- Herrn Shewangzaw Bekele, der die Interviews gefilmt und uns mit seinem Auto zu den verschiedenen Intervieworten gefahren hat,
- Herrn James Bannemann-Appiah und Herrn Thomas George für Design und Layout,
- den Autor*innen: Frau Chancily Matinda, Herr Tiburce Koussouho Mahoutin, Herr Malte Wandel, Frau Janny Guevara, Frau Elisa Calzolari, Frau Chelsea Tibi,

- Frau Birgit Sprenger und Herrn Christian Höfinger von der TSK, die immer ein offenes Ohr für unsere Anliegen hatten,
- Herrn Jonas Zipf, dem ehemaligen Leiter von JenaKultur der Stadtverwaltung Jena, der, durch seine Unterschrift, eine Schlüsselrolle am Anfang des Projektes spielte,
- den Interviewpartner*innen, die uns ihre Lebensgeschichte erzählt haben,
- der Thüringer Staatskanzlei und der Stadt Jena für die finanzielle Unterstützung.

Schließlich möchte ich Frau Mirjam Kruppa, Thüringer Beauftragte für Integration, Migration und Flüchtlinge, und Frau Doreen Denstädt, Ministerin für Migration, Justiz und Verbraucherschutz des Freistaates Thüringen, für ihre Grußworte danken.

Im Namen aller migrantischen Communities gratuliere ich Frau Denstädt zu ihrer Ernennung zur Ministerin! MIGRANTh kann nur weiter bestehen, wenn Sie als Migrant(h)*in uns Ihre Lebensgeschichte erzählen, Ihren Verein oder Ihr Geschäft vorstellen. Außerdem braucht das Redaktionsteam Verstärkung!

Kontaktieren Sie uns dazu über info@migranth.de oder daniel.egbe@migranth.de

Daniel A. M. Egbe und das Team von AMAH-ANSOLE e.V.



Grußworte

von Frau Ministerin Doreen Denstädt	1
von Frau Mirjam Kruppa	2

Artikel und Interviews

Gespräch mit Frau Janny Guevara (Peru/Jena), Mitarbeiterin bei MigraNetz Thüringen e.V.	4
MigraNetz Thüringen - der Landesverband der Migrant*innenorganisationen: Geschichte, Entwicklung und Etablierung von Elisa Calzolari	13
Interview mit Herrn Mohamed Sayed (Ägypten/Nordhausen): Dozent für Deutsch als Fremdsprache in Nordhausen	17
Chancily Matinda (Kongo / Angola / Deutschland) eine Frau, die sich keinem Land zugehörig fühlt...	24
Das Königreich Kongo: Ein Königreich, das in Vergessenheit geriet von Chancily Matinda	28
Interview mit dem Mitarbeiter des Thüringer Migrationsministeriums, Herrn Rahmatullah Batoor (Afghanistan/Erfurt)	35
Interview mit Frau Francisca Raposo aus Mosambik, ehemaliger Schülerin der „Schule der Freundschaft“, in Staßfurt (DDR)	40
Vertragsarbeit in der DDR - Die Lebensgeschichte des ehemaligen mosambikani- schen Vertragsarbeiters Nelson Munhequete	45
Gespräch mit Herrn Ahodi Thierry (Benin/Ilmenau): Ein Leben vor, während und nach der Wende	48
Benin – Land der Menschen, Wohnsitz der Götter von Tiburce Kossouho	56

Wissenschaft

Jenaer Erklärung 2019 „Das Konzept der Rasse ist das Ergebnis von Rassismus und nicht dessen Voraussetzung“	59
--	----

Gedichte

O´borobot (Peace) von Chelsea Tibi	63
------------------------------------	----

Vereinsleben

African Network for Solar Energy e.V (ANSOLE e.V.) stellt sich vor von Daniel A. M. Egbe,	64
--	----

Film

Conny Bartlau zu Film „Wenn uns die Worte fehlen - Frauen erzählen vom Neuanfang“	69
--	----

Impressum

	70
--	----



Freistaat
Thüringen



Ministerium
für Migration, Justiz
und Verbraucherschutz

Die mit der Aufnahme Geflüchteter verbundenen Aufgaben sind eine Herausforderung. Dennoch ist es nicht angezeigt, eine „Flüchtlingskrise“ zu beschwören.

Wieder mobilisieren Initiativen gegen die Unterbringung von vermeintlich „Fremden“ in ihrer Nachbarschaft. Nicht zuletzt erklingt immer wieder die Forderung nach „konsequenten“ Abschiebungen. Die Medien greifen solche Phänomene auf und zeichnen in ihrer Berichterstattung ein negatives Bild der Flüchtlingspolitik.

Ja, es gilt große Herausforderungen bewältigen. Aber es gibt Lösungen. Wir müssen Änderungen vornehmen, um aktiv gestalten zu können und nicht nur den Ereignissen hinterherzueilen. Es darf nicht vergessen werden, dass die Verweigerungsideologie der vergangenen Jahre und Jahrzehnte in diese schwierige Lage geführt hat. Aber überholte Ansätze und bürokratische Hemmnisse sind weiter Teil einer Abschreckungspolitik gegenüber Zuwanderung.

Wir können Versäumnisse der Vergangenheit nicht aufheben. Aber wir können das jetzt Notwendige zu tun. Wir brauchen mehr Freizügigkeit, Wohnungsangebote und Ausbildungs- sowie Arbeitsstellen. Doch für konkrete Veränderungen sind nicht nur politische Mehrheiten notwendig, sondern auch eine engagierte Zivilgesellschaft und die Vernetzung der verschiedenen Akteure. Hier können kleine Schritte Großes bewirken und jede Initiative dazu ist willkommen.

MIGRANTh ist in dieser Hinsicht ein neues, starkes und nachhaltiges Element, das gerade auch das öffentliche Bild von Flucht und Migration korrigieren kann. Ich wünsche der Redaktion und allen Unterstützer:innen viel Erfolg, Ideenreichtum und Durchhaltevermögen.

Doreen Denstädt

Thüringer Ministerin für
Migration, Justiz und Verbraucherschutz



Ministerin Doreen Denstädt schaut sich den Flyer von MIGRANTh beim Netzwerktreffen in Jena am 06.03.2023.



Freistaat
Thüringen



Beauftragte für Integration,
Migration und Flüchtlinge

Liebe Leserinnen und Leser,
eine demokratische Gesellschaft ist für mich in erster Linie durch Teilhabe gekennzeichnet. Jede und jeder, der hier lebt, soll sich einbringen können, mitreden und mitgestalten, gleichberechtigt und offen. Diese Demokratie ist keine Selbstverständlichkeit und sie muss immer wieder verteidigt werden - auch heute. Dazu braucht es manchmal Mut. Denn wer sich äußert, öffnet sich, gibt von sich Preis, was ihm wichtig ist, macht sich verletzlich. Dafür erntet man nicht nur oder immer Beifall. Wer sich positioniert darf und soll in einer Demokratie mit Nachfragen und auch mit Kritik und Gegenwind rechnen. Demokratie bedeutet nicht Gleichförmigkeit, sondern Vielfalt. Vielfalt in Anteilnahme und Respekt.

Dass Sie nun die erste Zeitschrift von MIGRANTh in den Händen halten, ist für mich in vieler Hinsicht ein gutes und Mut machendes Zeichen für unsere Demokratie in Thüringen.

Menschen mit Migrationsgeschichte melden sich zu Wort. Sie machen sich sichtbar und positionieren sich. Damit füllen sie den öffentlichen Raum und bringen sich ein in den öffentlichen Diskurs. Das ist nicht nur spannend zu lesen, sondern wichtig, denn sie sind Teil dieser Gesellschaft. Auch ihre Stimmen zählen und stärken die Demokratie.

In diesem Sinne danke ich dem Redaktionsteam und den Stimmen von MIGRANTh für ihren Einsatz. Und ich wünsche uns allen, auf dieser Grundlage noch mehr ins Gespräch und in den Austausch zu kommen, für ein gutes Miteinander und eine starke Demokratie!

Mit herzlichen Grüßen

Mirjam Kruppa

Thüringer Beauftragte für
Integration, Migration und Flüchtlinge

Interviews & Artikel



Gespräch mit Frau Janny Guevara (Peru/Jena)

Janny Guevara kommt aus Peru. Sie lebt seit 13 Jahren in Deutschland, arbeitet bei MigraNetz e.V., ist verheiratet und Mutter von zwei Kindern.



Janny Guevara beim Interview am 26.09.2022

Dieses Interview ist für uns als Herausgeber*innen und migrantische Organisation eine Möglichkeit, durch deine Erfahrungen zu lernen. Kannst du dich vorstellen? Wer bist du?

Ich bin erst einmal ein Mensch. Das sollte auch für alle das Wichtigste sein. Ich bin Janny Guevara. Ich komme aus Peru und kam vor 13 Jahren nach Deutschland. Seitdem bin ich viele Wege in meinem Leben gegangen. Dabei habe ich auch die Liebe gefunden. Mein Mann Daniel kommt aus Spanien. Wir haben eine zweijährige Tochter Ela und eine vierjährige Tochter Lua.

Was machst du zurzeit?

Ich arbeite haupt- und ehrenamtlich, was die Erfahrung von vielen Migrant*innen ist. Hauptamtlich arbeite ich bei MigraNetz Thüringen e.V., dem Landesnetzwerk der migrantischen Organisationen in Thüringen. Gemeinsam mit anderen Akteur*innen wie dir bin ich Initiatorin dieses Netzwerks und seit 2014 in der Koordination der Geschäftsstelle beschäftigt. Ehrenamtlich arbeite ich bei Iberoamérica e.V., wo ich schon lange Mitglied bin. Seit vielen Jahren engagiere ich mich dort in verschiedenen Projekten, z.B. in der Kinderecke oder bei Sprachkursen. Seit letztem Jahr bin ich im Vorstand.



Familienfotos bei Geburtstagsfeier der Kinder

Erzähle uns etwas über dein Herkunftsland Peru. Wann und wo bist du geboren?

Ich bin in Arequipa, der zweitwichtigsten Stadt Perus, geboren. Ich lebte dort nur ein paar Jahre, weil mein Vater bei der AMF, der Luftwaffe, war und dort einen vierjährigen Aufenthalt hatte. Meine Familie stammt ursprünglich nicht aus Arequipa, sondern aus dem Norden und dem Regenwald Perus. Ich habe mein ganzes Leben vor Deutschland in der Hauptstadt Lima gelebt und habe dort die Schule und die Universität besucht. Ich bin also eine Mischung aus ganz Peru.

Wie sah deine Kindheit in Lima aus, was hast du erlebt?

Während meiner Kindheit war es in Peru eine schwierige Zeit. Ich bin 1981 geboren und dieser Krieg und Terrorismus um die Gruppe „Sendero Luminoso“ begann 1980 und dauerte bis 1992. Mein Vater bei der Luftwaffe war ständig unterwegs. Ich musste Dinge lernen, die Sechsjährige normalerweise nicht lernen. In der Schule mussten wir die Fenster sichern, falls Bomben fielen, und lernen, uns auf den Boden zu legen, um uns zu schützen. Es gab viel Gewalt. Wir konnten nicht viel reisen, weil es gefährlich war, und wir mussten aufpassen, dass die Terroristen nicht herausfanden, dass ich eine Tochter vom Militär war. Trotzdem erinnere ich mich an gute Seiten. Das liegt auch daran, dass ich seit meiner Kindheit eine Person bin, die versucht, das Positive und das Leben nach vorne zu bringen. Meine Freund*innen und ich wohnten in einer Umgebung, die das Militär für ihre Familien gebaut hatte und die mit einer Mauer geschützt war. Wir hatten dort alles, was wir brauchten - einen Swimmingpool, alle möglichen Sportplätze und einen direkten Weg zur Schule. Als Kind nahm ich die Situation nicht so bewusst wahr. Als Erwachsene sah ich sie dann kritisch. Auch wenn mein Vater mein Held war, weiß ich, dass die Militärs auch falsch und brutal waren. Deswegen habe ich interessante Gespräche mit ihm geführt und ihn und die Regierung kritisiert.

Gibt es diese Rebellengruppen heute noch und wie kamen sie an Waffen?

Ein Präsident hat die Anführer dieser Gruppe ins Gefängnis gesteckt. Wo sie, glaube ich, immer noch sind. Ein paar kämpfen noch im Regenwald. Die Gruppe war nicht so stark. Sie hatten eine Ideologie entwickelt, um gegen die soziale Ungerechtigkeit in Peru zu kämpfen. Vielleicht waren ihre Gründe am Anfang gut, aber dann wurde alles schlecht. Peru selbst produziert keine Waffen, die kamen von entwickelten Ländern.



Janny als Kind in Peru (links) und bei der Sylvesterfeier 2021 in Jena (rechts)

Ich kenne das auch aus Nordnigeria mit Boko Haram. Die Waffen kommen alle aus dem Westen. Du hast schon ein bisschen von deiner Familie erzählt. Hattest du Geschwister?

Ich habe eine vier Jahre ältere Schwester und einen zwei Jahre älteren Bruder. Wir sind sehr zusammengewachsen. In diesen schlechten Zeiten, als mein Vater nicht da war, sind wir viel zusammengeblieben und haben meine Mutter, die eine Powerfrau war, unterstützt. Mein Vater und meine Mutter leben noch in Peru. Ich besuche sie nicht so oft, ich wünschte, ich könnte es öfter. Wegen der Pandemie und anderer Probleme, zum Beispiel mit der Aufenthaltsgenehmigung und deren Verlängerung, geht das nicht. Aber wir haben eine gute Kommunikation, zum Beispiel sind wir über WhatsApp in Kontakt. Auch wegen meiner Kinder, denn sie wollen ihre Enkel sehen.



Junge Janny mit Geschwistern in Peru zusammen mit dem Vater (links) und den Großeltern (rechts)

Was habt ihr in der Schule über die Geschichte Perus gelernt? Wie hat das deine Identität geprägt?

Peru war wichtig, weil wir die Nichten der Inka-Kultur waren. Das gab uns eine Identität als alte Menschen, die in dieser Region wohnten. Wir waren schon lange dort und erst dann kamen die Spanier.

Kannst du sagen, dass du auch spanisches Blut hast?

Ich habe spanisches und afrikanisches Blut. Ich komme von verschiedenen Orten, nicht nur geografisch, sondern auch ethnisch. Mein Urgroßvater war Spanier, der nach Peru migrierte und meine Urgroßmutter heiratete. Sie war eine Mischung aus Afrikanerin und Indígena. Das ist alles in mir.

Wie viele Volksgruppen gibt es in Peru? Gehörst du einer an? Gibt es indigene Sprachen?

In Peru geht es mehr um die soziale Geschichte als um die Ethnie. Geographisch komme ich aus Lima. In Peru gibt es sehr viele Volkssprachen der verschiedenen Stämme. Die bekanntesten sind Quechua und Aymara. Ich selbst habe diese Sprachen nicht gelernt, weil meine Familie nicht genau aus der Region stammt, in der diese Sprachen gesprochen werden. Sie kommt aus den Städten, nicht von kleinen Stämmen. Im Regenwald gibt es über 400 Sprachen. Jede Region hat ihre eigene Form von Quechua und es gibt auch eine Hochsprache, die man lernen kann. Ursprünglich war Quechua eine mündliche Sprache. Inzwischen kann man es auch schreiben, allerdings mit dem von den Spaniern eingeführten lateinischen Alphabet.

Wie ist das Schulsystem in Lima?

Zuerst besuchst du den Kindergarten von vier bis sechs Jahren. Dann kommt die Primärschule von der ersten bis zur sechsten Klasse. Anschließend folgt die Sekundarschule von 12 bis 16/17 Jahren. Es gibt private und öffentliche Schulen. Letztere haben in der Regel einen schlechteren Ruf. Von einer staatlichen Schule kann

man nicht direkt auf die Universität gehen. Die ökonomische Situation der Familie bestimmt, auf welche Schule die Kinder gehen. Beendet man in Peru die Schule, gibt es kein Abitur oder eine allgemeine Note wie hier. Jede Universität macht ihre eigenen Prüfungen. An einer staatlichen Universität gibt es 600 Studienplätze und es bewerben sich 10.000, die Konkurrenz ist sehr groß. Viele bereiten sich jahrelang auf die Aufnahmeprüfungen vor. Mittlerweile gibt es sogar Akademien dafür. Die Jugendlichen bleiben dort bis zu vier Jahre, bis sie endlich an einer staatlichen Universität aufgenommen werden. Parallel dazu gibt es Privatuniversitäten, wo die Konkurrenz nicht so groß ist, Hauptsache man kann bezahlen. Glücklicherweise gibt es staatliche Universitäten mit einem guten Ruf, denn die privaten Unis sind sogar teurer als in Europa. So ist das System bis heute.

Wie hieß deine Universität?

„Universidad Nacional Mayor de San Marcos“, das ist die älteste Universität Amerikas. Die Konkurrenz für diese Universität war sehr groß und ich wollte dort Medizin studieren. Ich ging auf eine öffentliche Schule und war eine gute Schülerin. Mit 17 fing ich an, mich auf die Universität vorzubereiten. Fast hätte ich es geschafft, mir fehlten nur ein paar Punkte. Ich wollte mich nicht noch mehr Jahre vorbereiten, also wechselte ich direkt zur Psychologie und war begeistert. Ich wollte schon immer Sprachen lernen. In der Sekundarschule lernte ich Englisch. Danach wollte ich mich mit einer Sprache herausfordern, die nur wenige Menschen in Peru sprechen, deshalb wählte ich Deutsch. Ich fand eine nahe gelegene private Universität, die Deutsch und Englisch als Hauptfach für Übersetzer anbot. Meine Eltern waren bereit, mich zu unterstützen. Meine Mutter hatte ein kleines Geschäft, das in diesem Jahr gut lief. So studierte ich gleichzeitig an der großen staatlichen Uni Psychologie und nachmittags an der privaten Universität „Ricardo Palma“ Übersetzung für Englisch und Deutsch. Es waren fünf Jahre voller Aufgaben und Prüfungen, in denen ich nicht viel schlief. Aber ich habe das Studium abgeschlossen.

Welchen Abschluss hat man nach wie vielen Jahren und Semestern?

Das ist wie ein Diplom. Ich habe also ein Diplom in Psychologie und als Übersetzerin für Englisch und Deutsch. In Peru studiert man fünf Jahre, also zehn Semester plus ein Jahr Pflichtpraktikum. Das habe ich an meiner zweiten Universität als Beraterin gemacht. Der Kontakt mit den Jugendlichen und ihren Erfahrungen war für mich eine sehr lehrreiche Zeit. Ich erfuhr, welche Schwierigkeiten das Schulsystem den Kindern und Jugendlichen bereitet. Ich habe den Eindruck, dass die Kinder immer früher fertig werden und ihr Leben als Erwachsene beginnen sollen. Jetzt gehen die Kinder nicht mehr mit sechs, sondern schon mit fünf oder vier Jahren in die Grundschule. Als Psychologin denke ich, dass das nicht die richtige Entwicklung und Richtung ist. Die Jugendlichen wissen dann nicht, was sie wollen oder wohin sie gehen sollen.

Du hattest dein Studium beendet. Warum bist du nach Deutschland gegangen?

Dass nicht so viele Leute Deutsch sprechen, war auch ein Nachteil, weil ich mit niemandem reden konnte. Ich lernte fünf Jahre Deutsch und war gut in Grammatik und Lesen. Aber das Sprechen war schwer, weil ich keine Übung hatte. Einmal traf ich eine deutsche Freundin und konnte kein wirkliches Gespräch führen, das über das Vorstellen hinausging. Ich hatte so viel Zeit und Schlaf in das Studium investiert, ich wollte, dass es sich lohnt. Eine gute Freundin in Deutschland, in Münster, erzählte mir, dass es dort Sprachkurse zum Üben gäbe. Sie unterstützte mich, hierher zu kommen. Nachdem ich 2006/2007 mein Studium beendete, flog ich Ende 2009 von Lima nach Deutschland. An einer Sprachschule der Universität Münster habe ich einen C1-Kurs belegt.

Wie war dein Blick auf Deutschland, als du hierhergekommen bist? Hattest du schon Informationen über Deutschland, die dich angezogen haben, oder kamst du nur, um die Sprache zu lernen?

Vor und während meines Germanistikstudiums verband ich mit Deutschland vor allem den Faschismus. Außerdem stellte ich mir vor, dass überall nur Gebäude und Beton sind. Ich dachte, dass die Menschen sehr kalt sind, ein Bild, das auch von den Medien verkauft wurde. Es gab aber eine Lehrerin, die uns ein schönes Bild von Deutschland vermittelte.

Wenn du Deutschland und Peru vergleichst, welche Unterschiede gibt es?

Im Sozialsystem gibt es viele Unterschiede. Ich wünsche mir, dass die Leute in meinem Land Steuern zahlen, so dass sie Vorteile davon haben. In Peru gibt es viele ältere Menschen, die etwas auf der Straße verkaufen, weil sie keine Rente haben. Kindergeld gibt es auch nicht. Der Staat kann noch nicht so viele Menschen unterstützen. Die Regierung ist überfordert und hat noch keine gut funktionierenden Organisationswege gefunden, von denen alle profitieren. Was ich mir von Deutschland wünsche, ist ein bisschen mehr Wärme und Freude der Menschen. Wir in Peru sind immer offen für alle, die kommen. Alle sind die Guten. Selbst wenn sie kommen, um unsere Sachen zu nehmen, umarmen wir sie.

Wurdest du in Deutschland gut empfangen?

Ja, ich wurde von meinen Landsleuten empfangen. Meine erste interkulturelle Erfahrung mit Deutschen war so: Ich war nicht sicher mit meinem Deutsch und sprach Englisch. Sie sagten zu mir: "Deutsch! Das versuchte ich dann, aber es fühlte sich an, als ob ich jetzt nicht mehr Englisch sprechen dürfte. An der Universität waren die Leute sehr höflich und flexibel und unterstützten mich. Ich erfuhr, dass es ein Zertifikat für Studierende mit wenig Geld gibt. Das war für mich die Chance, endlich im Ausland zu studieren. Ich bewarb mich an vier Universitäten und entschied mich für Jena. Ich wollte mit Psychologie in der Prävention arbeiten, also nicht Menschen von Problemen heilen, sondern vermeiden, dass sie Probleme bekommen. In Peru habe ich in verschiedenen Projekten gegen Gewalt an sozial benachteiligten Bevölkerungsgruppen gearbeitet. Als ich nach Deutschland kam, wollte ich mich mit ähnlichen Themen beschäftigen. In Peru war ich nicht Teil dieser Gruppe, aber in Deutschland gehörte ich nun zu den weniger Privilegierten. Jetzt konnte ich von mir erzählen, von meinen Problemen und Herausforderungen. Daher beschäftigte ich mich mit interkulturellen Themen und Migration.

Welches Fach hast du in Jena studiert und wie bist du dort angekommen?

Ich habe den Master „Psychologie in Arbeit, Bildung und Gesellschaft“ studiert. Davor machte ich meine erste Erfahrung mit den Unterschieden zwischen West- und Ostdeutschland: Als ich meinen Freund*innen in Münster erzählte, dass ich zum Studieren nach Jena gehe, reagierten sie erstaunt: Ich solle vorsichtig sein. Dort gäbe es nichts außer Nazis und leerer Räume. Mit diesem Bild machte ich mir keine Sorgen, eine Wohnung zu finden. Als ich ankam, musste ich fast auf der Straße schlafen! Zu Semesterbeginn waren alle Hotels ausgebucht und ich kannte niemanden. Auch alle Kirchen waren geschlossen. Ich hatte Glück: Die letzte gespeicherte Nummer in meinem Handy war die eines deutschen Studenten aus Jena, den ich zuvor wegen der Zimmersuche kontaktiert hatte. Ich rief ihn an und schilderte ihm meine Lage. Er nahm mich mit zum Haus eines Freundes, wo ich eine Woche lang wohnte, bis ich eine Wohnung gefunden hatte. Es war eine interkulturelle WG in Winzerla.

Viele Westdeutsche haben immer noch diesen total negativen Eindruck von Ostdeutschland. Wie hast du dein Studium finanziert?

Meine Eltern gaben mir am Anfang, als ich nach Jena kam, etwas Geld. Langsam baute ich mir ein Netzwerk auf und lernte den Iberoamérica e.V. und das Eine-Welt-Haus kennen. Meine Kenntnisse im Übersetzen und

mein Spanisch halfen mir, Arbeit zu finden. Ich gab Sprachkurse bei Iberoamérica e.V. und arbeitete als Dolmetscherin bei Projekten des Eine-Welt-Hauses. Ich arbeitete auch als Kinderbetreuerin bei einer Familie, die ihren Kindern Spanisch beibringen wollte.

Wann hast du dein Studium in Jena beendet und konntest du danach eine Arbeit finden?

Es gab einige Schwierigkeiten im Studium aufgrund meiner Gesundheit. Ich bekam eine starke Neurodermitis, die ich in Peru noch nie hatte. Vielleicht hatte das mit der Ernährung zu tun. Zuerst wollte ich meine Masterarbeit über Rassismus in Peru schreiben. Durch den Kolonialismus sind die Dynamiken anders als hier. Wir schließen diejenigen aus, denen Peru eigentlich gehört - die Indígenas. Genau zu dem Zeitpunkt, als ich Kontakte knüpfte, kam diese Krankheit und ich konnte nicht mehr nach Peru reisen. Deshalb musste ich mein Forschungsthema ändern und hier bleiben. Meine Verbindung zu Iberoamérica e.V. hat mir dabei geholfen. Als neues Thema wählte ich dann migrantische Familien und ihre Erwartungen an ihre Kinder. Mein Studium habe ich 2010 begonnen und Ende 2013 abgeschlossen. Durch Glück und meine Kompetenzen fand ich gleich darauf Arbeit. Wenn du gute Menschen kennen lernst, hast du verschiedene Möglichkeiten. Es gab ein Projekt bei Iberoamérica e.V., bei dem ich schon lange dabei war - die erste Phase des MigraNetz-Projekts. Es ging darum, sich mit anderen bereits aktiven migrantischen Organisationen zu treffen, die Idee eines Landesnetzwerks vorzustellen und zu schauen, ob es dafür einen Bedarf gibt. Ich habe mich direkt nach der Uni beworben und wurde genommen. Seit 2014 arbeite ich nun dort.

Ich habe sehr viel Positives von Dir in der Leitungsposition erlebt. Du hast auch unseren Verein ANSOLE e.V. und die Herausgabe dieser Zeitschrift „Migranth“ mit viel Engagement unterstützt. Kannst du etwas zum MigraNetz erzählen?

MigraNetz Thüringen e.V. hat sich im Jahr 2015 gegründet. Es waren ungefähr zehn Organisationen dabei, darunter auch euer Verein, ANSOLE e.V. Mittlerweile sind wir offiziell 40 Mitglieder und es kommen noch vier dazu, die ich im Moment bei der Gründung unterstütze. MigraNetz fing mit dem Ziel an, dass wir wirklich Akteur*innen von den Themen sein wollen, die uns betreffen - zum Beispiel in der Migrations-, Integrations- und Flüchtlingspolitik. Wir wollen nicht nur die Zielgruppe sein, die alle für ihre Projekte brauchen und suchen. Wir wollen uns selbst unterstützen. Die Kompetenzen, das Engagement und die Erfahrung sind da, mehr als manche glauben. Seitdem haben wir uns einen Namen gemacht und viele unserer Mitglieder unterstützt. Die Mitglieder sind genauso wichtig wie das Netzwerk. Wir wollen, dass wir alle nach vorne kommen, nicht nur der Name. Wir wollen alle mitnehmen und das ist auch ein großes Ziel von mir.



*Janny mit Kollegin Elisa zusammen mit ein paar Mitglieder*innen des Vorstandes von MigraNetz Thüringen e.V. bei der Weihnachtsfeier 2021 in der Wagnergasse 25, 07743 Jena.*

Das habe ich selbst bei ANSOLE gespürt. Hast du Rassismus erlebt, als du nach Deutschland gekommen bist und in welcher Form?

Meine erste Erfahrung mit Rassismus hatte ich als Kellnerin in Münster. Ich kam etwas zu spät, weil ich von einem Auto angefahren wurde. Eine deutsche Mitarbeiterin sagte zu mir: „Ihr Ausländer, immer kommt ihr zu spät!“. Ich hatte nicht einmal Zeit zu erzählen, warum ich zu spät war. Das erste, was ich tun musste, war, mich zu entschuldigen. Ich fühlte mich so klein. Sie dachte gar nicht an mich als Mensch, sondern nur an eine Arbeitnehmerin, die pünktlich sein muss, sonst erfüllt sie ihre Aufgabe nicht. Ich atmete tief durch und dachte, dass diese Arbeit nur ein kurzfristiges Mittel sei, um meine Ziele zu erreichen. Ich war nicht wegen mir traurig, sondern wegen der Kollegin. Sie war frustriert von ihrer Arbeit und blieb. Hier in Jena habe ich auch Rassismus erlebt. Ein deutscher Nachbar hat mir in verschiedenen Formen zu verstehen gegeben, dass ich nicht willkommen und am falschen Ort sei. Der Mann hatte Nachtdienst, wollte tagsüber schlafen und dass wir nicht durch die Wohnung laufen. Er sagte immer: „In Deutschland ist es so und so“. Inzwischen habe ich an Stärke gewonnen und mit meinen Leuten und Netzwerken gelernt, dass ich mich nicht klein machen muss. So habe ich dem Nachbarn geantwortet, dass ich schon neun Jahre in Deutschland mit vielen Deutschen zusammenlebe und noch nie ein Problem hatte, außer jetzt mit ihm. Ich sagte ihm, dass ich alle Regeln kenne und weiß, dass man zwischen 8 und 22 Uhr laut sein darf, weil das die normalen Tageszeiten sind. Dann schrieb ich einen Beschwerdebrief an Jena Wohnen. Der Mann wohnt immer noch dort. Ich habe mich geschützt und bin ausgezogen. Es war nicht gesund für mich, dort zu leben und jede Woche einen Brief von ihm an der Tür zu haben, in dem er etwas Schlechtes über mich schrieb. Ein weiteres Erlebnis war 2017, als ich schwanger war. Jemand auf der Straße sagte zu mir: "Und ihr vermehrt euch sogar!". Ich habe geweint und mich gefragt, ob ich in diesem Land wirklich ein Kind bekommen möchte. Wenn ich heute über meine Rassismuserfahrungen nachdenke, fühle ich mich immer stärker. Die Leute können mich nicht einfach klein oder wieder klein machen.

Wie reagierst du auf die stereotype Frage „Wo kommst du ursprünglich her“?

Wenn mich jemand fragt, woher ich komme, tue ich überrascht und antworte: „Aus Jena“. Wenn sie dann sagen: „Nein, woher?“, entgegne ich: „Woher? Was meinst du?“ Wenn sie mich direkt fragen, woher ich komme, sage ich „aus Peru“ und habe damit kein Problem. Ich füge hinzu, dass ich schon lange hier in Deutschland lebe und Deutsch spreche, weil ich die Erfahrung gemacht habe, dass die Leute sonst mit mir Englisch reden. Das Schlimmste war, dass ich einmal gefragt wurde, woher ich komme und wann ich wieder zurück gehe. Warum soll ich sagen, wann ich zurück gehe, ich weiß es doch noch gar nicht!

Viele andere und auch ich haben diese Erfahrung gemacht. Dass man hier nicht leben soll, ist so verletzend. Wenn Deutsche in unsere Länder kommen, fragt sie niemand. Sie sind da und gehen, wann sie wollen.

Was bedeutet Heimat für dich und was ist deine Heimat?

Heimat ist für mich der Ort, an dem du dich wohl fühlst. Das muss kein geographischer Ort sein. Es kann Peru sein, Deutschland oder irgendein Ort, den ich nur in meinem Kopf habe. Meine Heimat ist, zusammen mit meiner Familie zu sein. Dabei ist es egal, wo wir sind, Hauptsache, wir sind verbunden und unternehmen gemeinsam etwas. Normalerweise sind wir hier in Deutschland, aber manchmal sind wir auch in Peru oder Spanien. Das ist alles Teil unserer Identität.

Unsere Zeitschrift heißt „MIGRANTh“. Was verbindest du mit dem globalen Thema Migration und dem deutschen Ausdruck „Migrationshintergrund“?

Ich halte den Begriff „Migrationshintergrund“ für veraltet und unpassend. Migration ist ein Prozess, der manchmal freiwillig, oft aufgezwungen und ungewollt ist. Ich habe mich freiwillig für diesen Weg entschieden. Ich bin mir meines Privilegs bewusst, sehe aber auch die Herausforderungen, die damit

verbunden sind. In Bezug auf die globale Situation dürfen wir nicht nur sehen, dass viele Menschen kommen. Wir müssen fragen, warum sie kommen und was ich als in Deutschland lebende Person damit zu tun habe. Viele sehen Migration als „Fremde, die kommen, um uns etwas zu nehmen“. Die Menschen kommen nicht, weil sie wollen. Sie kommen, weil in ihren Ländern alles zerstört wurde. Wegen des Wirtschaftssystems, das wir haben, und wegen der politischen Interessen, die die Machthabenden in ihren Ländern verfolgen. Sie riskieren ihr Leben, um für sich und ihre Kinder eine Zukunft und eine bessere Situation zu schaffen. Wenn hier Krieg käme, würde ich auch einen Ort finden wollen, um meine Familie zu schützen. Migration ist etwas ganz Humanes. Alle anderen Vorstellungen hängen mit Diskriminierung und Rassismus zusammen.

Wie stehst du zur Diskussion „Deutschland als Einwanderungsland“?

Deutschland muss das langsam akzeptieren. Deutschland hat immer noch diese utopische Idee, dass alle Migrant*innen irgendwann gehen müssen. Sie können gehen, wenn sie wollen, aber sie MÜSSEN nicht. Wenn eine Person hierherkommt und sich ein anderes Leben aufbaut, warum sollte sie dann gehen? Das ist sogar positiv für ein Land mit Fachkräftemangel. Es wäre schlecht, wenn alle, die hierherkommen, wieder gehen würden. Auch für Deutsche, die jetzt eine Rente brauchen. Ich sehe Migration als einen positiven Prozess für Deutschland. Und für die Leute, die das machen - ob freiwillig oder nicht - als eine Form von positiver Zukunftsperspektive.

Worin siehst du den Beitrag von migrierten Menschen in der heutigen Gesellschaft?

Der Beitrag von Migrant*innen in dieser Gesellschaft ist sehr groß. Wir bringen unsere Kompetenzen und Expertise sowie andere Formen und Blickwinkel mit. Wir schaffen Vielfalt, die sehr wichtig ist. Denn wenn alles gleich ist, geht es nicht weiter. Die Beiträge von Migrant*innen in verschiedenen Formen und Bereichen sind mehr als sichtbar. Migrantische Organisationen leisten für die eigenen Landsleute viel mehr als gut finanzierte Projekte großer Träger. Sie schaffen Räume, in denen sich Menschen wohl fühlen und von ihren Problemen erzählen können. Sie unterstützen sie dabei, dafür zu kämpfen. Sie leisten einen großen Beitrag zur Demokratie und Toleranz gegenüber verschiedenen Lebensformen.

Was würdest du anderen Menschen für eine gute Integration in Deutschland raten?

In meinem Psychologie-Master habe ich dieses Wort zum ersten Mal gehört. Es ist wichtig zu reflektieren, was unter „Integration“ verstanden wird. Wenn Integration bedeutet, dass diejenigen, die kommen, all ihre Eigenschaften vergessen sollen und lernen müssen, alles zu machen, was ich oder die Mehrheitsgesellschaft will, dann ist das falsch. Wenn Leute das so verstehen, will ich mich nicht integrieren. Ich wünsche mir, dass Integration wie in der Theorie gesehen wird. Das heißt, ich, als jemand, der kommt, bringe etwas mit und die, die hier sind, haben auch etwas davon. Beides integrieren wir und profitieren voneinander. Ich möchte, dass alle Menschen, die hierherkommen, teilhaben können mit der Idee, dass sie wertvolle Menschen sind und dass das, was sie mitbringen, ein großer Beitrag für diese Gesellschaft ist. Wir wollen nicht „ihr“ und „wir“, sondern nur „wir“. Dafür müssen wir ein „Wir“-Gefühl entwickeln.

Wie hast du so gut Deutsch gelernt und was würdest du anderen raten?

Sprache ist sehr wichtig. Bitte lerne Deutsch, sonst begrenzst du dich. Es ist wichtig, dass wir erst einmal unter uns sind und uns gegenseitig unterstützen. Dann müssen wir aber auch Kontakte zur Mehrheitsgesellschaft knüpfen. Das ist die einzige Möglichkeit, Rassismus und Diskriminierung zu überwinden. Dass sie sehen, dass wir nicht so fremd sind, wie sie denken, sondern dass wir die gleichen Bedürfnisse haben.

Viele Migrant*innen haben Schwierigkeiten, Deutsch zu lernen und deswegen Schwierigkeiten, ihre Fachkenntnisse in der Arbeitswelt anzuwenden und sich zu entfalten. Was kann man tun, um dieses Problem zu lösen?

Wenn du schon älter bist, ist es für das Gehirn schwieriger, eine Sprache zu lernen, das kann ich als Psychologin sagen. Kinder lernen sehr schnell und leicht. Bei Menschen, die mit 30 oder 50 Jahren hierherkommen, ist das anders. Das hängt auch mit der Integration in den Arbeitsmarkt zusammen. Wozu braucht man ein C1-Sprachzertifikat, wenn man irgendwo beschäftigt ist, wo man wenig spricht? Es braucht eine Anpassung an die Realität. Die Menschen bringen Kenntnisse mit, die sehr hilfreich sind, und dann müssen Wege gefunden werden, dass sie diese einbringen können. Sie haben ihr ganzes Leben in ihren Ländern gearbeitet und wollen das auch hier von Anfang an tun. Nicht, wie das Vorurteil sagt, dass sie nur Geld vom Jobcenter wollen. Der Staat muss dafür sorgen, dass es genügend Möglichkeiten und Chancen gibt, dass alle das lernen, was sie wollen und können. Bis dahin leisten migrantische Organisationen viel mehr, als anerkannt wird. Sie unterstützen Menschen dabei, Deutsch zu lernen, und das meist ehrenamtlich. MigraNetz kämpft dafür, dass wir auch ein Stück vom Kuchen abbekommen.

Was wünschst du dir für die Zukunft - persönlich, für Deutschland und für Peru?

Ich wünsche mir, dass meine Kinder ein ähnliches Bewusstsein wie ich entwickeln: Dass sie nicht vergessen, was in ihrem Land passiert, auch wenn sie hier Rechte und Essen haben. Dass sie auch an andere denken und ein Gemeinschaftsgefühl für eine gute Welt für alle entwickeln. Ich wünsche mir eine friedliche Welt. Für Deutschland wünsche ich mir, dass wir anfangen, all diese Probleme mit Rassismus anzugehen. Ich will, dass wir nicht mehr nur die Unterschiede zwischen uns sehen, sondern auch unsere Gemeinsamkeiten. Für Peru wünsche ich mir, dass ein*e Präsident*in kommt, der*die nicht nur Kompetenz mitbringt, sondern auch das Gefühl und das Ziel, überall in Peru Gerechtigkeit zu schaffen. Durch den Kolonialismus sind wir ein Land mit vielen Differenzen. Es gibt eine kleine Gruppe, die viel hat und auch weiterhin viel haben wird, weil es von Familie zu Familie weitergegeben wird. Dann gibt es eine andere Gruppe, die arm geworden ist. Die wenigsten haben das Glück, da rauszukommen. Ich wünsche mir für Peru, dass alle Kinder die Chance auf Bildung bekommen und eigene Entscheidungen über ihre Zukunft treffen können.

Welche Themen und Aspekte sollte diese Zeitschrift in Zukunft behandeln?

Ich finde das Thema Kolonialismus sehr wichtig. Ich war Bildungsreferentin an verschiedenen Schulen in Thüringen. Wenn ich über Kolonialismus gesprochen habe, hatten die Kinder keine Ahnung. Das Thema muss in das deutsche Schulsystem aufgenommen werden. Kolumbus ist für sie ein Eroberer, ein Held, der Großes geschaffen hat. Niemand reflektiert, was mit diesen Ländern passiert ist und wie sich dieser historische Kolonialismus bis heute auswirkt. Ich wünsche mir, dass wir thematisiert werden. Wir wissen aus erster Hand, was der Kolonialismus in unseren Ländern angerichtet hat. Der Postkolonialismus, diese Macht und diese Strukturen haben eine Geschichte, und das sollte auch in „MIGRANTh“ aufgenommen werden.

MIGRANTh bedankt sich für das Gespräch

Das Interview wurde am 26.09. 2022 von Daniel A. M. Egbe durchgeführt.

MigraNetz Thüringen - der Landesverband der Migrant*innenorganisationen: Geschichte, Entwicklung und Etablierung

von Elisa Calzolari



Die Geschichte von Migrant*innenorganisationen in Ostdeutschland ist noch recht jung und auch sehr unterschiedlich in Relation zu den alten Bundesländern. Erst nach 1990 war es ihnen überhaupt erst rechtlich möglich, sich als eingetragener Verein registrieren zu lassen, für ihre Interessen und Belange einzutreten und diese sichtbar zu machen. Auch zahlenmäßig unterscheiden sich die Bundesländer stark: Während der Anteil der Bevölkerung mit einer Migrationsbiografie in Westdeutschland (einschließlich Berlin) bei 30,5 % liegt, sind es in Ostdeutschland nur rund 9 %.¹

Neue Migrant*innenorganisationen (MOs) begannen sich nach dem Jahr 2000 Schritt für Schritt zu gründen und zu etablieren. In Thüringen waren und sind der Großteil der MOs noch immer rein ehrenamtlich organisiert und von relativ geringer Größe und auch ihre Sichtbarkeit und die politischen Einflussnahmemöglichkeiten waren demnach begrenzt. Nach 2015 konnte jedoch eine Zunahme an neu gegründeten Migrant*innenorganisationen, gerade auch in Ostdeutschland und Thüringen beobachtet werden.

Um die Interessen dieser vielzähligen MOs adäquat zu vertreten und ihnen eine gewichtige Stimme zu verleihen, wurde, als Vorläufer eines MO-Landesverbandes für Thüringen, im Jahr 2014 das Modellprojekt „Migrant*innen als Akteur*innen in der Integrations- und entwicklungspolitischen Bildungsarbeit“ gegründet, sowie eine entsprechende Arbeitsgruppe, die sich mit den konkreten Inhalten und Arbeitsbereichen nach der eigentlichen Gründung befassen sollte, initiiert und umgesetzt.



Gründung der AG „MigraNetz Thüringen“ im November 2014 anlässlich der Konferenz „Migrant/innen als zivilgesellschaftliche Akteure in der Entwicklungspolitik“, FSU Jena, 14-15.11.2014

Am 30. Mai 2015 fand demnach in Jena die Gründungskonferenz des "Entwicklungspolitischen Netzwerks der Migrant*innenorganisationen in Thüringen - MigraNetz Thüringen" statt. An dieser nahmen 10 MOs, 3

¹ Sachverständigenrat für Integration und Migration: Fakten zur Einwanderung in Deutschland, https://www.svr-migration.de/wp-content/uploads/2022/10/SVR-Fakten-zur-Einwanderung_2022.pdf (zuletzt abgerufen am 20.02.2023).

Fördermitglieder (ANSOLE e.V.; Ausländerbeirat der Stadt Erfurt, Ausländerbeirat der Stadt Weimar, Freunde des Orients e.V., Friedensbäume-Afghanistan e.V., Iberoamerica e.V., Interkultureller Verein Gera e.V., Kindersprachbrücke Jena e.V., Kreisverband der AWO Jena-Weimar, Kulturbrücke Palästina Thüringen e.V., Kulturverein Mesopotamien e.V., Migrations- und Integrationsbeirat der Stadt Jena, Museion Weimar e.V., Welcome Center Thüringen) sowie ein Einzelmitglied teil und es wurde ein erster Satzungsentwurf verabschiedet.



Gründungskonferenz im Plenarsaal des Jenaer Rathauses am 30. Mai 2015

Das primäre Ziel war von Anfang an die Vertretung der politischen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Interessen von Zugewanderten und aller Menschen mit Migrationsgeschichte in Thüringen. Mit der Gründung eines Landesverbands gab es jedoch erstmals direkte Ansprechpartner*innen gegenüber der Landesregierung, den Verwaltungsorganen, den Kommunen, aber auch gegenüber den anderen zivilgesellschaftlichen Vereinen und anderen Institutionen. Auch die Mitgestaltung der politischen Entscheidungs- und Gesetzgebungsprozesse war stets ein fundamentaler Baustein, um die Perspektive der Migrant*innen in Thüringen sichtbar zu machen und ihre gesellschaftliche Teilhabe zu fördern.

Diese vielfältigen gesellschaftlichen Entwicklungen führten letztlich zur weiteren strukturellen Etablierung von MigraNetz Thüringen e.V. im Jahr 2020 in Form der Gründung eines gemeinnützigen eingetragenen Vereins und damit faktisch auch zur juristischen Anerkennung von MigraNetz als heterogenem, multiethnischen, multilinguaem und interreligiösem Landesverband der Migrant*innenorganisationen für Thüringen.

Die Gründungsversammlung fand in Weimar am 4. Juli 2020 statt. Die Satzung wurde verabschiedet und der erste offizielle Vorstand gewählt. Gewählt wurden: Ayman Qasarwa (Vorsitzender), Mohamed Sayed (Schatzmeister) sowie José Paca, Mohammed Yahya, Sopio Kaplan, Amin Sarkhosh und Daniel A. M. Egbe, alle als Stellvertretende Vorsitzende.

Die notarielle Leistung der Unterschriften fand am 14. Dezember 2020 statt. Am gleichen Tag, während der MigraNetz-Weihnachtsfeier wurden Rea Mauersberger, José Paca und Ayman Qasarwa von Daniel A. M. Egbe und Elisa Calzolari für ihr Engagement bei MigraNetz seit 2015 geehrt.



14.12.2020: Erster Vorstand zusammen mit Elisa Calzolari beim Notar für das Leisten von Unterschriften (links). Ehrung von Rea Mauersberger, José Paca und Ayman Qasarwa für Engagement bei MigraNetz Thüringen seit der Gründung im Jahr 2015.

Seit 2015 wurde ein weiter Weg zurückgelegt: Die Zahl der Mitgliedsorganisationen ist auf nunmehr über 50 gestiegen,² es werden zahlreiche Projekte zur Stärkung und Professionalisierung der MOs in Thüringen sowie im Bereich der Antirassismusbearbeitung durchgeführt und umgesetzt. Darüber hinaus ist MigraNetz Thüringen e.V. als Landesverband auf Landes- und Bundesebene anerkannt und wird, als Vertreterin aller Migrant*innen in Thüringen, mit seiner vielfältigen Expertise für relevante Gesetzesänderungen sowie politische Entscheidungsprozesse konsultiert.



Mitgliederversammlung 2021 (links) und 2022 (rechts)

Trotz des weiten Weges, der bereits beschritten wurde, gibt es noch zahlreiche Baustellen und strukturelle Herausforderungen in der migrations- und (zivil-)gesellschaftspolitischen Landschaft in Thüringen:

- Die MOs in Thüringen sind größtenteils ehrenamtlich getragen. Es fehlen noch immer zeitliche, finanzielle und strukturelle Ressourcen, um eine Kontinuität und Professionalisierung in der Vereinsarbeit sicherstellen zu können. Gleichzeitig müssen den MOs auch entsprechende Professionalisierungs- sowie Förder- und Teilhabemöglichkeiten geboten werden, um der stetig steigenden Nachfrage von Seiten der politischen Entscheidungsträger*innen sowie der Zunahme an Unterstützungs- und Hilfesuchen der Neuzugewanderten und allgemein der Menschen mit Migrationsbiografie gerecht zu werden.
- MigraNetz Thüringen e.V. muss als Landesverband weiter gestärkt werden (finanziell und strukturell), um weiterhin als kompetenter, professioneller Ansprechpartner für Politik und Zivilgesellschaft agieren zu können und gleichzeitig den stark gestiegenen Erwartungen und Bedarfen der eigenen Mitgliedsorganisationen sowie aller MOs in Thüringen gerecht werden zu können.

MigraNetz Thüringen e.V. hat es sich zum Ziel gesetzt, tatsächliche gesellschaftliche Teilhabe von Migrant*innenorganisationen und aller Menschen mit Migrationsgeschichte in Thüringen zu erreichen und deren Engagement auf allen Ebenen sichtbar zu machen. Darüber hinaus wird die aktive (zivil-)gesellschaftliche und politische Partizipation auf Augenhöhe angestrebt, um eine zukunftsorientierte, chancengerechte und diskriminierungsfreie Mit- und Ausgestaltung der Gesellschaft auf allen Ebenen zu ermöglichen.



*Demo 2020 gegen Rassismus in Jena (links).
Verabschiedung des ersten Vorstands bei der MV 2022 (rechts)*

² Stand März 2023. Alle Mitgliedsorganisationen stets aktuell hier: <https://migranetz-thueringen.org/de/mitglieder-des-netzwerks/>.



*Erster Vorstand von MígraNetz Thüringen e.V.:
Freude nach dem Leisten von Unterschriften beim Notar am 14.12.2020.*

Interview mit Herrn Mohamed Sayed (Ägypten/Nordhausen): Dozent für Deutsch als Fremdsprache in Nordhausen

Mohamed Sayed wurde 1974 in einem Ort südlich von Kairo in Ägypten geboren. Er arbeitete lange Zeit in der Tourismusbranche und ist heute Lehrer an einer Regelschule in Nordhausen. Internet: www.mohamed-sayed.de



Mohamed Sayed in seiner Wohnung in Nordhausen am 15.08.2022

Wie sah Ihre Kindheit aus?

Ich bin sehr gerne Fahrrad gefahren und habe auf der Straße mit anderen Kindern gespielt. Ich bin in der Stadt aufgewachsen, aber in der Umgebung gab es Felder. Im August war immer die Zeit für die Ernte von Kaktusfrüchten. Das ist ein sehr traditionelles Essen und kommt nur einen Monat im Jahr vor. Wir haben diese als kleine Kinder geklaut und gegessen. Das hat viel Spaß gemacht.

Ich bin der älteste Sohn von drei Kindern. Meine Geschwister sind heute beide Lehrstuhlinhaber in Ägypten. Ich bin der Einzige, der ins Ausland gegangen ist. Von klein auf hatte ich eine Liebe für das Fremde. Ich wollte Sprachen studieren.

Wie kamen Sie ausgerechnet auf Deutsch?

Eines Tages stand in einer Zeitschrift, dass es eine Preisverlosung für SchülerInnen gibt, die gut Englisch können. Die wurden als Begleiter ausgesucht, um mit einer deutschen Jugend-Gruppe eine Nil-Kreuzfahrt zu machen. Das hat mich fasziniert. Ich rannte zu einem Freund von mir und sagte ihm: „Ich bewerbe mich und das wird klappen“. Da meinte er: „Du hast aber die letzte Zeile nicht gelesen“. Und dann lese ich, dass nicht nur Englisch gefordert ist, sondern auch Deutsch. Da habe ich mich gefragt, wer denn in meinem Alter Deutsch sprechen kann – so eine primitive Denkweise. Aber das war damals eine Art Motivation für mich, die Sprache zu lernen.



Mohamed als Kind (links) und als Teenager (rechts) in Kairo

Für diesen Preis?

Nein, für später. Diesen Preis habe ich dadurch ausgeglichen, dass ich dann als Studienreiseleiter gearbeitet habe und tagtäglich mit Touristen auf Nil-Kreuzfahrten unterwegs war.

Sie haben in Kairo Germanistik studiert und dann als Reiseleiter gearbeitet. Wie sind Sie nach Deutschland gekommen?

1997 gab es das bekannte Attentat im Tempel von Hatschepsut in Oberägypten und der Tourismus in Ägypten ist für über ein Jahr zusammengebrochen.

Da habe ich bemerkt, dass ich etwas Festeres im Tourismus aufbauen muss. Ich entschied mich mehr über Reisen und wie sie vertrieben werden zu lernen, wusste aber gar nicht, ob es Tourismuswirtschaft als Fach gibt.

Ich reiste 1999 erst mal nach Deutschland und bewarb mich an der TU Chemnitz für Germanistik. Ich wurde dort aufgenommen und habe währenddessen recherchiert, wo ich Tourismuswirtschaft studieren kann. Es gab insgesamt vier Hochschulen in Deutschland. Die Nachfrage war riesig groß und ich war erstmal auf der Warteliste, bis es geklappt hat. Das war Anfang 2001 an der Hochschule Harz. Da habe ich die Zulassung bekommen.

Bevor Sie hierhergekommen sind: Wie war Ihr Blick auf das Land?

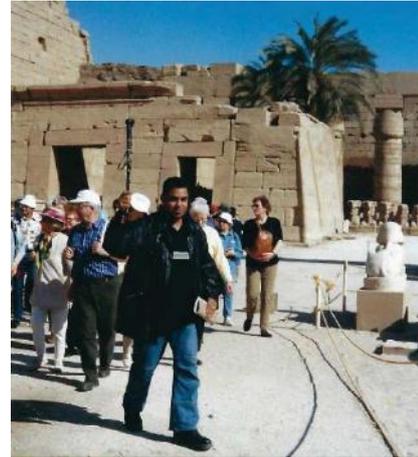
Natürlich hat man eine ideale Vorstellung von Deutschland. Ich dachte, dass alle Flugzeuge fahren. Ich dachte, dass es niemals möglich ist, dass eine Reinigungskraft ein Deutscher sein kann. Oder ein Busfahrer.

In meinem Germanistikstudium haben wir Werke von deutschen Dichtern gelesen. Ich habe mich in die deutsche Kultur verliebt, so wie sie in der Literatur dargestellt ist. Ich dachte Deutschland ist so wie ein Gedicht von Goethe oder Schiller – die Perfektion auf Erden. Und mit dieser Vorstellung bin ich hierhergekommen.

Wie war es dann, als Sie in Deutschland angekommen sind?

Das Erste, was mir aufgefallen ist, war, dass die Menschen anders sind. Die Touristen in Ägypten sind abhängig von mir gewesen. Ich war der Reiseleiter, der zeigt, wohin es geht. Das führte dazu, dass es eine gefälschte Beziehung gab, in der man die Deutschen lieb und nett und freundlich und offen erlebt hat, im Vergleich zum Alltag hier.

Normalerweise ist der Mensch im Alltag von Natur aus gestresst, aber im Urlaub sind wir alle entspannter und offener für neue Kontakte. Und das macht den Unterschied. Da brauchte ich ein paar Jahre, bis ich das verstanden habe. Indem ich zum Beispiel jeden angelächelt habe und böse Blicke zurückbekommen habe. Natürlich, im Nachhinein habe ich verstanden, dass es nicht typisch ist, wenn ich eine Frau auf der Straße anlächle. Aber in Ägypten habe ich das getan und das war voll in Ordnung.



Als Touristenführer in Ägypten

Ich musste mich ein bisschen anpassen und realisierte im Nachhinein, dass es in Deutschland verschiedene Aspekte und Bereiche gibt, wo die Menschen unterschiedlich sind. Zum Beispiel die Deutschen in einer Universität sind weltoffen. Meine KommilitonInnen und ich gingen das Leben miteinander. Wir waren gleichgestellt, weil wir die gleichen Prüfungsleistungen hatten, weil wir gemeinsam lernten, weil wir uns gegenseitig geholfen haben. Wir saßen im selben Boot.

Auf der anderen Seite gibt es ein Deutschland auf der Straße und ein Deutschland in einer Behörde. Insbesondere die Ausländerbehörde in meiner Zeit damals – das waren schon sehr harte Zeiten. Wie die Umgangsform gewesen war, wie lange die Wartezeiten waren, welchen bürokratischen Schritte man unternehmen musste.

Was ist der größte Unterschied zwischen Ägypten und Deutschland?

Dass alles hier perfekt ist.

Das heißt?

Wenn ich auf die Straße schaue, gibt es so viele Vorschriften, wie man einen Fußweg machen muss – welcher Abstand eingehalten werden muss zwischen Gehweg und Fahrradweg und Bordstein, ob es Pflanzen geben soll oder nicht. Diese komplexen Gedanken, die überall flächendeckend in Deutschland umgesetzt sind, standardisiert sind, sind ohne Ausnahme alle da. Und das ist nur eine Straße.

Davon ausgehend kann man vieles ableiten. Die Politik versucht das Leben von den Menschen hier gemütlicher zu gestalten, damit man produktiver werden kann. Und wenn die Menschen produktiver sind, dann sind sie zufriedener. Wenn man aber zwei Stunden für seinen Weg auf die Arbeit in Kairo verbringen muss – zwei Stunden hin, zwei Stunden zurück, voller Lärm, voller Staub, ohne Fußweg oder nur auf einem mit vielen Löchern – da hat man viele Überraschungen unterwegs und man hofft überhaupt heil auf Arbeit anzukommen.



Verkleidet bei Shows mit Touristen in Luxor

Sie haben zahlreiche Studiengänge besucht und waren in verschiedenen Bereichen der Tourismusbranche unter anderem als Geschäftsführer tätig. Zuletzt arbeiteten Sie im Landratsamt Nordhausen. Was haben Sie da gemacht?

Ich war an verschiedenen Stellen, weil ich von jeder Abteilung etwas mitnehmen wollte. Ich war als Sozialbetreuer für MigrantInnen und als Integrationsbeauftragter tätig. Zuletzt arbeitete ich an einem EU-finanzierten Projekt für Fachkräftesicherung und -gewinnung mit. Das war eine sehr schöne Zeit. Aber es liegt in meiner Natur immer etwas Neues zu unternehmen.

Jetzt sind Sie Lehrer an einer Regelschule in Nordhausen und unterrichten Deutsch als Zweitsprache. Erste Lehrerfahrungen konnten Sie schon neben dem Studium sammeln, als Sie als Lehrbeauftragter Arabisch unterrichteten. Warum haben Sie sich entschieden, nun hauptberuflich Lehrer zu werden?

Ich habe großen Respekt vor dem Beruf Lehrer. Ich dachte zuerst, es ist ähnlich wie meine Erfahrungen in der Erwachsenenbildung. Aber es ist eine komplett andere Herangehensweise in der didaktisch-pädagogischen Methodik. Insbesondere wenn man mit Menschen mit Migrationshintergrund oder Kindern nicht-deutscher Herkunft umgeht. Man unterrichtet Kinder aus verschiedenen Ländern mit unterschiedlichen Hintergründen, die unterschiedliche Kontakt mit Deutschland haben, unterschiedlichen Alters sind. Ich fand, dass Integration unbedingt dort stattfinden muss. Deswegen hat es mich so fasziniert, die Aufgabe zu übernehmen.

Sie haben gerade den Begriff „mit Migrationshintergrund“ genannt. Was halten Sie von diesem?

Wir können viel philosophieren, aber wir wissen, was wir meinen. Es hört sich besser an, wenn ich sage mit Migrationsbiografie oder mit nicht-deutscher Herkunft, aber wir verstehen, worum es geht. Deswegen bin ich offen. Es zeigt auf jeden Fall wie wenig oder wie stark die Menschen, die den Ausdruck verwenden, mit dem Integrationsprozess zu tun haben.



Als Student in Deutschland

Gibt es eine Begrifflichkeit, die Sie lieber hören?

Ich will nicht philosophieren. Es ist nicht meine Kompetenz, so etwas auszudrücken. Aber ich versuche nach Möglichkeit keinen Unterschied zwischen Menschen zu machen. Das heißt ein Schüler bei mir in der Klasse – wir nennen das nicht Integrationskurs oder Integrationsklasse – ist ein Schüler an der Schule. Punkt. Er ist im Moment in der Sprachklasse, aber morgen ist er in der regulären Klasse. Punkt.

Was ist aus Ihrer Sicht für eine bessere Integration wichtig?

Dass der Staat insbesondere die berufliche Integration verbessert. Man merkt, dass die Geflüchteten bestimmte Geschäftsbereiche für sich entdeckt haben, in denen man die Dienstleistung vermisst. Zum Beispiel die Syrer mit ihren Süßigkeitenläden, oder ein Schneider – das sind Berufe, die fast nicht mehr da sind. Die Geflüchteten finden hier eine Beschäftigung, in der sie sich selbstständig machen können.

Aber es gibt große Hürden, wenn man als Freiberufler etwas anfangen möchte. Das Erste, was man hört, ist, dass man einen Businessplan braucht. Ja, wie schreibt man das? Man hat nicht einfach dieses Know-how oder das Geld, um es bei einem Unternehmen machen zu lassen.

In dieser Richtung gibt es zwar schon ein Unternehmen in Thüringen, das Lehrgänge anbietet, aber ich finde das Sprachniveau schwierig. Für mich selbst ist die Sprache nicht das Problem. Ich kann aber verstehen, wenn jemanden, der nicht mein Vorwissen hat, nicht mit diesem Input klarkommt. Das bedeutet, man muss das wirklich vereinfachen und auf eine Stufe bringen, die für diese Zielgruppe verständlich ist. Damit man schnell ins Berufsleben kommen kann, ohne böse Überraschungen.

Was können migrierte Menschen Ihrer Meinung nach in der Gesellschaft beitragen?

Was ich bewundernswert finde, ist diese Stärke, der Wille zu existieren und zu überleben. Das bringen viele MigrantInnen mit aufgrund der Erfahrungen, die sie unterwegs gesammelt haben. Sie haben den Tod selbst erlebt in vielen Fällen, haben viele Kilometer hinter sich gebracht, die Existenz aufgeben müssen und mussten dann von Null anfangen.

Dennoch sieht man jetzt auch viele MigrantInnen, die Luxusfahrzeuge fahren, die eigene Geschäfte haben. Und das in wenigen Jahren. Das gibt Hoffnung, dass Deutschland wirtschaftlich gut aufgebaut ist. Es gibt anderen Hoffnung. Guckt man diese Menschen an, dann bekommt man wieder Kraft.

Wie stehen Sie zur Diskussion „Deutschland als Einwanderungsland“?

Ich bin gerade vorgestern mit der Bahn gefahren. Man sieht Personalmangel überall. Wenn Deutschland kein Einwanderungsland wäre, wie schlimm wäre das erst dann? Wie soll Deutschland diesen Mangel an Fachkräften decken?

Sie haben vorhin erzählt, dass Sie als Integrationsbeauftragter im Landratsamt Nordhausen gearbeitet haben. Was würden Sie Menschen, die nach Deutschland kommen, für eine gute Integration raten?

Sprache, Sprache, Sprache. Es ist der Weg, um auf neue Ideen kommen zu können, die Umgebung zu verstehen und Kreativität aufzubauen. Sie ist das A und O. Sprache, Sprache, Sprache.

Welche Erfahrungen haben Sie mit Rassismus in Deutschland gemacht?

Das ist ein großes Thema. Es gibt Menschen, die auch zurecht über Rassismus als großes Problem insbesondere in den neuen Bundesländern sprechen. Ich bin aber eine Person, die das Thema relativiert. Alle Türen sind offen und natürlich muss ich mit Steinen im Weg rechnen. Ich betrachte Rassismus als Stein im Weg. Solange ich mein Ziel immer erreiche, komme ich damit zurecht.

Meine Einstellung im Schuldienst bestätigt, dass Rassismus nicht unbedingt institutionell verankert ist. Es gibt andere, die andere Erfahrungen gemacht haben. Durch meine zahlreichen Abschlüsse und durch meine internationale Erfahrung sind die Türen für mich offen. Aber wenn ich weder die Sprache noch die Kultur oder die Gepflogenheiten von hier kennen würde, wäre ich natürlich unwillkommen.

Ich habe dieses Willkommensgefühl zwar nicht sofort gespürt. Aber ich merke jetzt, egal wohin ich gehe – ja, man hat Skepsis, aber nur bis ich den Mund aufmache. Dann fangen das Lächeln und die Akzeptanz an.

Wo fühlen Sie sich zugehörig?

Ich weiß im Moment, dass das hier mein Land ist und ich zu Gast in Ägypten bin. Hier fühle ich mich wohl. Hier lebe ich.

Wie reagieren Sie auf die typische Frage „Woher kommst du wirklich“?

Ja, man hört sie oft. Ich sage immer: „Ich komme aus Nordhausen“. Auch wenn man mir die Frage stellt, wo ich ursprünglich herkomme, provoziere ich ein wenig und bleibe bei meiner Antwort. Dann heißt es oft „Ah, du bist hier geboren“. Da sage ich: „Nein, in Ägypten bin ich geboren“ – einfach um das Thema aufzulockern und zu zeigen, dass man die Frage vielleicht anders formulieren sollte.

Welche Ziele und Wünsche haben Sie für die Zukunft?

Ich möchte mich nebenberuflich mehr politisch engagieren. Im Moment bin auf kommunaler Ebene Vorsitzender des Integrationsbeirats und Mitglied in der SPD Nordhausen. Dort bin ich auch der Vorsitzende der Schiedskommission im Kreis Nordhausen. Auf Landesebene bin ich Vorsitzender der AG Migrations- und Teilhabe sowie der Delegierte für deren Bundes AG. Das bietet mir regelmäßig neue Herausforderung. Ich habe in meinem Leben mehrfach komplett den Weg geändert, um mich immer neuen Herausforderungen zu stellen. Aber in der Politik kann man in einer Partei bleiben und die Herausforderungen kommen jeden Tag von alleine. Ich denke, das ist der richtige Weg für mich.

MIGRANTh bedankt sich für das Gespräch



Interview wurde am 28.08.2022 von Hanna Bekele durchgeführt und von Shewangzaw Bekele gefilmt.



Chancily Matinda
(Kongo / Angola / Deutschland)

Chancily Matinda (Kongo / Angola / Deutschland) eine Frau, die sich keinem Land zugehörig fühlt...

Chancily Matinda wurde 1993 in Sankt Wendel im Saarland geboren. Nach ihrem Bachelor in Politikwissenschaften an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena beginnt sie nun ihr Masterstudium in Rostock. In Jena war sie von 2019 bis 2021 Mitarbeiterin bei ANSOLE e.V.. Nebenberuflich arbeitet sie als Model.

Ihre Mutter stammt aus Angola, Ihr Vater aus Kongo. Sie sind in Deutschland geboren und aufgewachsen. Wie sah Ihre Kindheit aus?

Ich bin wie jedes Kind zum Kindergarten gegangen, in die Grundschule und so. Ich würde sagen, das Besondere bei mir beziehungsweise den meisten Migrantenkindern ist, dass die erste Sprache nicht Deutsch ist. Also geht man in den Kindergarten und stellt dann fest: „Oh, ich kann nicht mit den Anderen kommunizieren“. Das war meine erste Erfahrung, dass ich anders bin. Von da an habe ich immer gucken müssen, wo mein Platz ist.



Chancily Matinda als 2 Jahre altes Kind in Saarland

Und wo ist Ihr Platz? Wo fühlen Sie sich zugehörig?

Ich muss ganz ehrlich sagen, ich fühle mich keinem Land zugehörig und das habe ich ziemlich früh gemerkt. Beide Länder nehmen mich nicht voll an, aber gleichzeitig habe ich beides in mir. Ich würde sagen, ich bin eine Weltbürgerin. Ich gehöre nirgendwo richtig hin, aber ich bin hier. Ich nehme das Beste von beiden mit.

Haben Sie zuhause die Kulturen Ihrer Eltern ausgelebt?

Na ja, man muss sagen, es war in den Neunzigern. Da gab es nicht die Vielfalt, die wir heute haben. Wir haben die Kultur so weit ausgelebt, wie es möglich war. Die Freunde meiner Eltern waren immer wieder da, wir haben zusammen gegessen, gefeiert und getanzt. Sie haben versucht es hier ein bisschen heimlicher zu machen.

Sie sind die Älteste von fünf Geschwistern. Welche Verantwortungen mussten Sie in Ihrer Familie übernehmen?

Man ist als Älteste ganz einfach gesagt der dritte Elternteil gegenüber den Geschwistern. Dadurch, dass ich besser Deutsch konnte als meine Eltern, war ich zum Beispiel an ihrer Stelle bei den Elterngesprächen meiner Geschwister.

Ich wurde auch ziemlich früh bei Anwalts-Terminen mitgeschleppt. Da musste ich dann übersetzen. Das war einerseits gut, weil ich meine Sprachmuskeln trainiert habe, aber gleichzeitig war es schlecht, weil ich dann im jungen Alter schon mit der Realität der deutschen Bürokratie konfrontiert wurde. Ich habe mitgekriegt, wie meine Eltern behandelt werden von Menschen, die eigentlich da sind, um zu helfen.

Wie sah das aus?

Das Heftigste, woran ich mich erinnern kann, habe ich mit meinem Vater erlebt. Ein Sozialbeamter hat zu ihm gesagt: „Mein Hund ist mehr wert als du“. Und das kriegt man dann als Siebenjährige mit und fragt sich, wie man sowas zu einem Menschen sagen kann. Vor allem vor seinem Kind.

Wie haben Sie sich in diesem Moment gefühlt?

Ich war perplex. Ich habe mich gefragt, was wäre, wenn es umgekehrt wäre. Was wäre, wenn da jetzt ein Schwarzer Mann sitzen würde? Würde er dasselbe sagen? Würde er sich genauso verhalten? Und da habe ich ziemlich früh gemerkt, dass Deutschland einfach Migranten oder Menschen mit Migrationshintergrund an solcher Stelle braucht, damit sowas halt nicht passiert.

Hängt Ihre Entscheidung für ein Jurastudium von dieser Erfahrung ab?

Ja, definitiv. Ich wollte Anwältin für Asylrecht und internationales Recht werden. Das haben wir hier in Deutschland nicht. Ich denke, diese Kombination ist ziemlich wichtig. Nur weil jemand hier Asyl sucht, heißt das nicht, dass die Rechte, die international gelten, nicht mehr für ihn gelten sollten. Nur weil er Asylbewerber ist, setzen wir ihn auf Asylrecht ein und beschränken seine Rechte sehr – verletzen teilweise seine Menschenrechte. Was man nie so sagen würde, aber tatsächlich ist es so!

Warum haben Sie Ihr Studium dann abgebrochen?

Ich kam in Jura rein und dachte so „Ja, ich werde Jurist, ich werde die Welt verändern“ und stellte dann fest: Jura ist sehr trocken. Ich habe dann zwar weitergemacht, aber irgendwann kam ich an den Punkt, wo ich gemerkt habe, dass ich damit nicht glücklich werden kann.

2017 bin ich deswegen zu Politikwissenschaft gewechselt. Mein Fokus war dann zu verstehen, worauf das westliche System basiert. Also zu verstehen, wie es funktioniert und was eine Demokratie tatsächlich ist. Das hat mir mehr Spaß gemacht und ich habe es dieses Jahr zu Ende gebracht.

Sie waren in Ihrer Stadt die erste Schwarze Frau, die Abitur gemacht hat. Wie haben Sie Rassismus in Ihrer Schulzeit erlebt?

Natürlich spielt ein gewisses Stereotyp immer eine Rolle. Zum Beispiel, wenn es darum geht im Sport gut zu sein oder gut tanzen zu können. Im Sport war ich gut, aber tanzen konnte ich nicht. Ich habe eher gelesen und mich sehr für Geschichte interessiert. Vor allem, was die Kolonialzeit anging. Das wurde nicht so gerne gesehen. Ich erinnere mich noch gut daran, wie ich ein Referat über Namibia hielt und was die Deutschen da gemacht haben. Da hieß es dann: „Ja, nicht nur die Deutschen waren da. Die Holländer waren auch da. Die waren genauso schlimm“.

Oder ich kam aus dem Urlaub. Man hat mir die Haare in Paris gemacht und ich hatte halt so ein Postiche auf dem Kopf. Jemand hat rausgefunden, dass es nicht meine echten Haare waren. Was hat er dann gemacht? In der Pause kam er und hat mir das heruntergezogen. Vor versammelter Mannschaft. Natürlich war es

peinlich. Da wusste jeder, dass ich aufgesetzte Haare hatte. Solche Aktionen gab es halt. Oder als es 2008/2009 irgendwie total in war, das N-Wort zu benutzen. Da haben mich viele das N-Wort genannt.



Chancily als Teenager: 10 Jahre alt in der 4 Klasse mit Schulfreundin

Wie sind Sie damit umgegangen?

Je älter ich wurde, desto mehr habe ich was dazu gesagt. Aber in der Anfangsphase habe ich mich natürlich geschämt und eher versteckt und meiner Familie davon erzählt. In der Schule aktiv etwas dagegen gesagt, habe ich erst ab der elften Klasse.

Wie gehen Sie mit der stereotypischen Frage „Wo kommst du ursprünglich her“ um?

Ich habe ziemlich früh immer gesagt, ich bin deutsch. Und dann kommt oft zurück: „Woher kommst du wirklich?“ Meine Masche war zu fragen: „Willst du es jetzt biologisch wissen, oder..?“

Es kommt natürlich auch darauf an, wer fragt. Bei jungen Menschen kann ich solche Äußerungen machen, aber bei Älteren gibt es dann schon diesen Respekt, den man zuhause gelernt hat. Da überlege ich mir zweimal, wie ich antworte. Aber meistens sage ich einfach, ich bin Deutsche.

Wo haben Sie Rassismus sonst noch erlebt?

Es ist schwer zu sagen, wo nicht, wenn ich ganz ehrlich bin. Teilweise kommt man an einem Punkt, wo man denkt: Okay, soll ich darauf reagieren oder nicht? Teilweise fragt man sich: Ist das jetzt nur Rassismus oder kommt es auch darauf an, dass ich eine Frau bin? Das ist ja auch noch mal eine andere Diskussion. Manchmal ist es ja beides.

Was halten Sie von dem deutschen Begriff „mit Migrationshintergrund“?

Nichts. Wenn man mich so bezeichnet, finde ich das irgendwie nicht passend. Meine Eltern sind hierher eingewandert, nicht ich. Wenn man sagt, dass ich andere Wurzeln habe – okay. Aber nicht Migrationshintergrund. Also rein logisch macht es für mich keinen Sinn.

Was verbinden Sie mit dem globalen Thema Migration?

Also Migration ist ja keine neue Sache. Menschen sind schon immer gewandert. Für mich ist Migration einfach Menschen, die versuchen woanders ein besseres Leben zu finden. Menschen, die das Recht haben, ein freies Leben zu leben, ein Leben zu leben, das nach ihrem Standard gut ist. Migration bedeutet, aber gleichzeitig, dass ich mich den Gegebenheiten anpasse. Das heißt, ich verliere mich selbst nicht, aber ich bringe mich so wie ich bin in der neuen Umgebung ein und versuche mit dem eins zu werden.

Migration bedeutet aber auch, dass das Land, in dem man ankommt, für die Menschen offen ist und Strukturen anbietet, die erlauben sich in der Gesellschaft einzuleben. Das ist meistens, wo es schief läuft. Es müssen Strukturen geschaffen werden, die auch funktionieren. Damit Menschen hier ankommen und als vollwertige Bürger funktionieren können. Damit sie tatsächlich auch, wie man sagt, Steuern zahlen können und nicht nur von Steuern leben. Dafür muss aber das Land die Möglichkeit und Gelegenheit bieten.

Was können migrierte Menschen Ihrer Meinung nach in der Gesellschaft beitragen?

Ich gehe mal von meiner Familie aus. Generell als Afrikaner bringen wir eine andere Einstellung mit. Diese Offenheit, dieses Familiäre, dieser Zusammenhalt, diese Verbundenheit. Das findest du nicht so in der deutschen Kultur. Hier ist es eher das Modell Kleinfamilie: Vater, Mutter, Kind.

Ich denke aber eine Gesellschaft braucht diese familiäre Verbundenheit. Das können die meisten Migranten mitbringen, weil sie aus Ländern kommen, in denen diese familiären Strukturen sehr wichtig sind, damit sie funktionieren. Und das kann Deutschland gut tun.

Wie stehen Sie zur Diskussion „Deutschland als Einwanderungsland“?

Es ist problematisch. Seit 2005 kann man zwar sagen, dass die Migrationswelle nach Deutschland ziemlich groß ist. Aber ich würde es nicht so bezeichnen. Klar, Deutschland wird als das Idealland angesehen, aber spätestens, wenn man hier ankommt, merkt man, dass es nicht das Paradies ist.

Was sind Ihre Wünsche für die Zukunft?

Mit dem Ukraine-Krieg haben wir gesehen, dass wir zwei Cluster von Ausländern haben – zumindest zwei von Flüchtlingen. Das zu ändern, zu sagen: „Das sind alle Flüchtlinge. Wir nehmen sie alle mit und helfen und fördern alle gleich“ – das wäre so ein bisschen mein Wunsch. Persönlich wünsche ich mir einfach, dass ich meinen Weg weiterhin gehe.

MIGRANTh bedankt sich für das Gespräch

Interview wurde am 15.08.2022 als Zoom von Hanna Bekele durchgeführt.

Das Königreich Kongo: Ein Königreich, das in Vergessenheit geriet

Von Chancily Matinda

Das Königreich Kongo, Kongo dya Ntotila, welches auch Wene wa Kongo, zu Deutsch die Herrschaft Kongo genannt wurde, gehörte neben Ndongo, Luba und Lunda zu den bedeutendsten und machtvollsten Königreichen West- und Zentralafrikas im 15. Jahrhundert. Entdeckt wurde es von europäischen Seefahrern, die bei ihrer Expedition des Flusses Zaire erstaunt feststellten, dass sich entlang ihrer Mündung ein politisch zentral organisierter Staat befand, der den Königreichen in Europa ähnelte. Dieser erstreckte sich auf dem heutigen Gebiet der Demokratische Republik Kongo, Republik Kongo, Gabun und Angola. Das Königreich bestand aus mehreren Provinzen, die von einem Manikongo (ein Herrschertitel) regiert wurde.

Zur Entstehung des Königreichs gibt es viele Legenden, was unter anderem daran liegt, dass kaum verlässliche schriftliche Quellen existieren, was die Forschung und Untersuchung dieser für die afrikanische Historik wichtigen Epoche und Monarchien bis heute erschwert. Viele Werke, die sich mit der Anfangsphase auseinandersetzen, beziehen sich auf schriftliche sekundäre Quellen, die überwiegend von europäischen Geistlichen erfasst wurden, die die Geschehnisse nach 1500 gut dokumentierten (o.V., Kingdom of Kongo 1390-1914, in South African History Online, www.sahistory.org.za/article/kingdom-kongo-1390-1914 {Zugriff 10.08.2022}).

Diese Quellen sind jedoch kritisch zu betrachten, da diese aus der Perspektive von Außenstehenden und der Aggressoren geschrieben wurden, die eine andere Sicht bezüglich der Ereignisse hatten. Deshalb wurde in der frühen Forschung versucht, diese Phase auch anhand mündlicher Überlieferungen zu erforschen, die von verschiedenen Personen aufgezeichnet wurden. Es wurde versucht, die Sozialstrukturen des Königreiches zu rekonstruieren. Wie oft in der früheren Forschung wurde hier der Aspekt der zeitlich bedingten Veränderung und des damit verbundenen gesellschaftlichen Wandels nicht beachtet. Auch die unkritische Verbindung von schriftlichen und mündlichen Überlieferungen wurden nicht hinterfragt. Denn letztere stellten selbst eine interpretative Darstellung der

Geschehnisse dar, die in Primär- und Sekundärquellen einbezogen wurden und somit eine eigene neue Geschichte darstellen (Thornton, 2001).

Im Laufe der Jahrhunderte wurde die Geschichte sehr oft aufgezeichnet, wodurch es eigentlich eine neue und moderne Version des Ursprungs von Wene wa Kongo geben sollte. Jedoch ist sich die Wissenschaft trotz neuer historischer, archäologisch und linguistische Entdeckung darüber bis heute nicht einig. Aus den wenigen Quellen von einheimischen Historikern wie Petelo Boka geht hervor, dass die Entstehung des Königreichs Kongo auf den Bündnispakt zwischen Stämmen zurückgeht, diese Erkenntnisse liefert sein auf Kikongo geschriebenes Manuskript über die Geschichte Kongos aus dem Jahr 1910, in der er versucht, die Entstehung des Königreichs zu rekonstruieren. Er stellt die Stämme als primär organisierenden Grundpfeiler des Königreichs dar, die sich zusammaten (Gondola 2002).

Die jüngste Forschung baut darauf auf und nimmt an, dass die Entstehung des Königreiches Kongo auf sicherheitspolitischen Motiven beruhte. Dies lässt sich damit belegen, dass die Erweiterung des Herrschaftsgebiets und die Sicherung des Friedens am Anfang zumindest vorwiegend durch Bündnisse mit den Nachbarstaaten in Form von gegenseitigen Zugeständnissen, Heiraten und Kooperationen erfolgte. Deshalb sind einige Forscher*innen der Meinung, dass diese Art von Staatsbildung und Erweiterung, die auf Bündnissen von Kleinstaaten beruhte, eher einem Gemeindeverband ähnelte und somit nicht die Kriterien eines Königreiches erfüllte.

Mit zunehmender Macht beruhte die Erweiterung des Königreiches vermehrt auf Gewaltanwendung und Eroberungszügen statt auf Bündnissen. Viele Historiker*innen, die die Entstehung des Königreiches untersuchen, folgen der Annahme bzw. dem Mythos, dass es durch die politisch motivierte Heirat zwischen Nima a Nzima von Mpemba Kais, einem Herrscher aus dem Bantu-Königreich, und Luqueni Luansanze, wahrscheinlich der Tochter von Nsaku Lau, dem Herrscher von Mbata, um ca. 1390 entstanden ist. Es handelte sich



um ein sicherheitspolitisches Bündnis zwischen den Kikongo-sprechenden Stämmen Mpemba Kais und den Mbata, die die Grundstrukturen für das Königreich Kongo legten (Gondola 2002).

Der königliche Titel Mutinù wurde an den Sohn Lukeni lua Nimi verliehen. Es wird angenommen, dass er um ca. 1367-1402 n. Chr. geboren wurde, weshalb viele Historiker*innen die Entstehung des Königreiches Kongo auf die Zeit um 1390 datieren (s). Durch die Eroberung des Königreichs Mwene Kabunga, das in den Bergen lag, verlagerte Lukeni lua Nimi seinen politischen und wirtschaftlichen Hauptschauplatz in die Berge, in das sog. Mongo dia Kongo, und errichtete die Stadt Mbanza Kongo als Hauptstadt.

Es ist umstritten, ob Mbanza Kongo tatsächlich von Lukeni lua Nimi errichtet wurde. Es wird angenommen, dass frühere Herrscher, die über ein weitaus größeres Territorium herrschten, die eigentlichen Gründer von Mbanza Kongo waren. Die Stadt war als Hauptstadt etabliert und verfügte über eine für die damalige Zeit gut funktionierende Infrastruktur.

Später wurde sie von den Portugiesen in São Salvador umbenannt, eine Stadt im heutigen Angola, die bis heute überwiegend als Mbanza

Kongo bezeichnet wird (o.V., Kingdom of Kongo 1390-1914, in South African History Online, www.sahistory.org.za/article/kingdom-kongo-1390-1914 {Zugriff 10.08.2022}).

Symbolisch drückte sie die königliche Macht aus. Die soziale Struktur basierte auf Kleindörfern, die alle zehn Jahre umgesiedelt wurden, um die erschöpften Ressourcen auszugleichen, wobei die Kleindörfer wiederum in Kleinstaaten Wene zusammengefasst waren, die von Awene verwaltet wurden. Die Kleinstaaten bildeten die Provinzen, die die höchsten Verwaltungseinheiten darstellten und von einem vom König ernannten Mwene verwaltet wurden. Seine Macht konnte nur durch den König eingeschränkt werden. Daher waren die meisten Mwene Mitglieder der königlichen Familie.

Der königliche Rat bestand aus 12 Mitgliedern, die in drei Gruppen eingeteilt wurden. Der Verwaltungstab war nicht an der Wahl beteiligt, sondern war vielmehr für das Tagesgeschäft im Hof zuständig. Er setzte sich aus Mwene Lumbo (Herr des Palastes), Mfila Ntu (Premierminister), Mwene Vangu-Vangu (Oberrichter) und Mwene Bampa (Schatzmeister) zusammen.

Zur zweiten Gruppe gehörten die Wahlmänner, die Mwene der vier Provinzen Mwene Mbata, Mwene Soyo, Mwene Mbamba und Mwene Vunda, die den König auf Lebzeiten wählten.

Und schließlich gab es noch die Matrone, bestehend aus vier Frauen, die einen großen Einfluss auf den Rat hatten. Ihnen stand die Mwene Nzimba Mpungu (Königin-Mutter) als Vorgesetzte vor.

Dieses Amt übernahm die Tante väterlicherseits des Königs. Ihr untergeordnet war die Mwene Mbanda (große Frau des Königs), ein Ehrentitel für die Gemahlin des Königs. Für diese Rolle wurde eine Frau aus den Nsaku Lau Kanda gewählt. Die anderen beiden Positionen wurden an die zwei wichtigsten Frauen im Königreich vergeben, was zum einen eine verwitwete Königsgattin oder die Matriarchin der ehemaligen Kandas sein konnte.

Die Wirtschaft des Königreichs beruhte auf einem weit verzweigten Handelsnetz. Als Währung diente das Gehäuse einer Meeresschnecke namens Nzimbu. Diese wurden je nach Menge in so genannte Geldtöpfe gefüllt, die einer standardisierten Einheit aus 1.000 Schneckenschalen, Funda genannt, entsprachen. Gehandelt wurde mit Elfenbein-, Kupfer-, Eisen- und Keramikwaren, auf internationaler Ebene zunehmend mit Sklaven, die einen wichtigen wirtschaftlichen Zweig darstellten.

Die Grundlage der kongolesischen Wirtschaft bildeten neben dem Handel bestimmte Abgaben der Bevölkerung und der Provinzen sowie Sondersteuern.

Die erste dokumentierte Begegnung zwischen dem Königreich Kongo und Europa fand 1482 statt, als der König Nzinga a Nkuwu den portugiesischen Entdeckern Diogo Cão begegnete.

Die erste dokumentierte Begegnung des Königreichs Kongo mit Europa fand 1482 zwischen König Nzinga a Nkuwu und dem portugiesischen Entdecker Diogo Cão statt, woraufhin sich der König innerhalb weniger Jahre taufen ließ und João I. nannte. Nicht nur der König konvertierte zum Christentum, sondern auch die Adligen und nahmen die portugiesische Variante ihrer Namen sowie europäische Adelstitel an. Im Lauf der Zeit wurde das Christentum zur Staatsreligion deklariert. Ironischerweise sagte sich König João I. später vom Christentum los. Bemerkenswert ist, dass Könige, die sich vom christlichen Glauben abwandten, von europäischen Missionaren vor dem Papst angeklagt wurden. So wurde König Diogo I. (1545-1561) beschuldigt, mit seiner Abkehr von der Kirche eine antiportugiesische Agenda zu verfolgen, während König Álvaro III. (1614-1622) wegen der Unterdrückung des lokalen Klerus angeklagt wurde (o.V., Kingdom of Kongo 1390-1914, in South African History Online,

www.sahistory.org.za/article/kingdom-kongo-1390-1914 {Zugriff 10.08.2022}.

Offensichtlich wurde das Christentum als politisches Druckmittel eingesetzt. Viele Historiker*innen setzen dem jedoch die nicht vorherrschende Rolle der katholischen Kirche entgegen, wie dies in den Schriften des portugiesischen Klerus dargestellt wird; vielmehr wurde das Christentum von der Bevölkerung als ein weiterer Kultglaube betrachtet, der neben den sonstigen Kulturen und religiösen Praktiken existierte und teilweise in diese integriert war. So durften sich portugiesische Missionare im Königreich nur mit königlicher Erlaubnis und unter der Bedingung aufhalten, dass sie die bestehenden Glaubensvorstellungen akzeptierten.

Als König João I. 1506 starb, wurde sein Sohn Afonso König, der wie sein Vater dem Christentum angehörte, jedoch radikaler eingestellt war. Seine Ansichten und Ausübung der Religion führten vermehrt zu Unruhe innerhalb der Familie und in der Bevölkerung, da ein Teil weiterhin dem traditionellen Glauben angehörten. Schließlich kam es zu einer militärischen Auseinandersetzung, die mit einem Sieg für Afonso endete. Dies wurde mit

dem Sieg des Christentums gleichgesetzt, da Afonso 1506 behauptete, die Schlacht aufgrund einer himmlischen Vision von Sankt Jakob und der Jungfrau Maria gewonnen zu haben. Mit diesem Religionskonflikt begannen jahrzehntelange Auseinandersetzungen, die später nicht länger auf religiösen Differenzen beruhten.

Der Sklavenhandel als wirtschaftliches Mittel

Es gibt kaum Quellen, die vor der Ankunft der Portugiesen über Sklaverei berichten. Allerdings wird angenommen, dass die Versklavung der Bewohner neu eroberten Gebiete bereits um 1400 Tradition war. Erst mit dem Beginn der politischen und wirtschaftlichen Beziehungen zu den europäischen Staaten, insbesondere zu Portugal, wurde auch die Verschiffung von Sklaven populär.

Um diese Beziehung aufrechtzuerhalten, musste der Kongo einen kontinuierlichen Nachschub an Sklaven sicherstellen, wofür er Ressourcen benötigte. Dies geschah neben den Eroberungen auch durch die Einteilung der Menschen in zwei Klassen: Die sogenannten „Freigeborenen“, zu denen der Adel, der Klerus und die königliche Familie gehörten, waren von der Sklaverei befreit, da sie unter dem Schutz des Königs standen. Aus einem Briefwechsel zwischen dem portugiesischen König João III. und dem kongolesischen König Afonso aus dem Jahr 1526 geht jedoch hervor, dass die Portugiesen „Freigeborene“ entführten und als Sklaven verkauften, darunter auch Adlige, die ihrerseits am Handel mit „Freigeborenen“ beteiligt waren.

Der illegale Handel mit „frei geborenen“ Menschen führte zu innenpolitischer Instabilität, da König Afonso nicht in der Lage war, die Oberschicht vor der Sklaverei zu schützen.

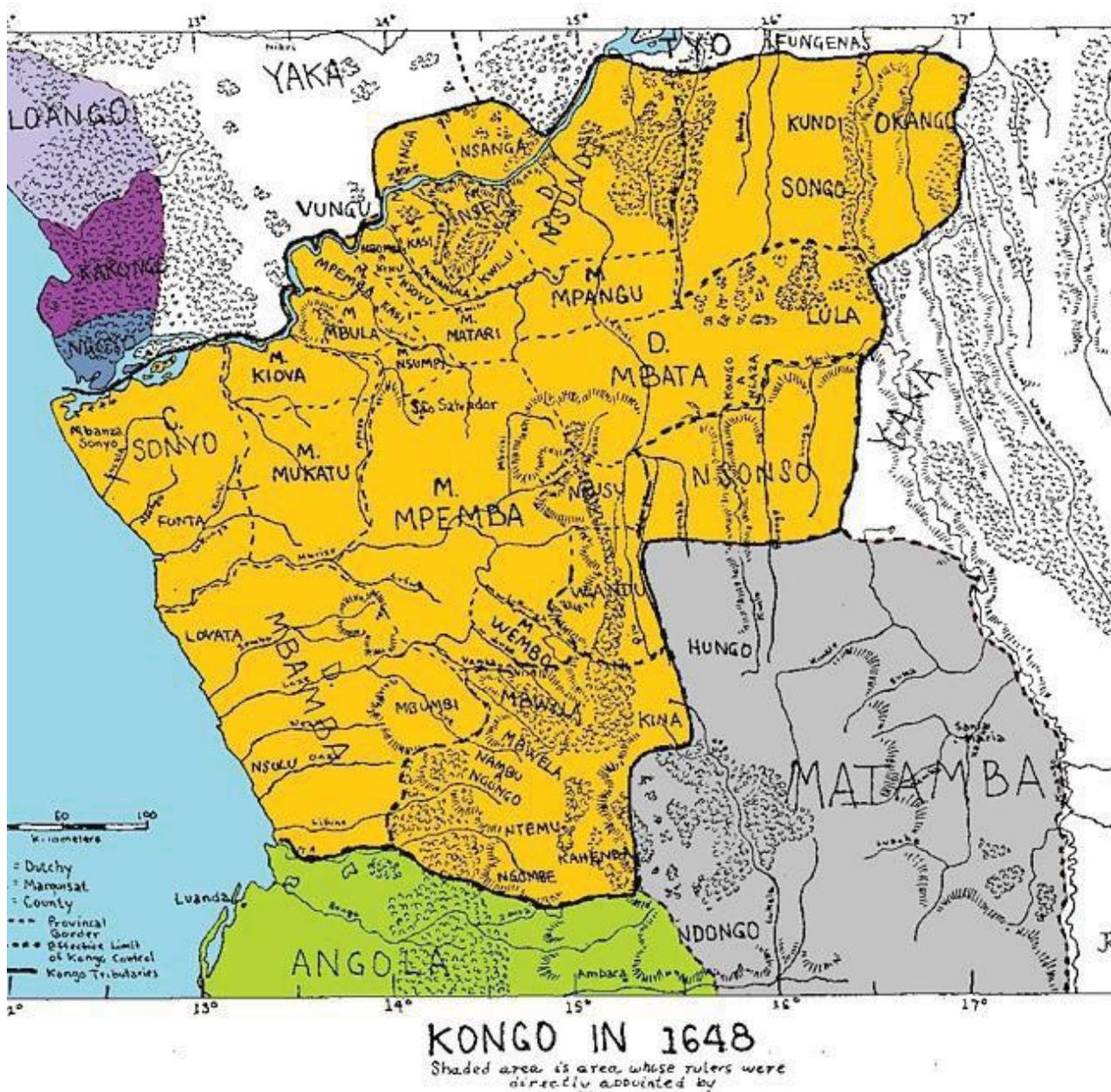
Unter der Herrschaft von König Álvaro I. geriet das Reich in einen inneren Konflikt, die sogenannte Jaga-Invasion (1568-1570). Dieser führte zu einer der bis dato schwersten Wirtschaftskrisen, die dazu führte, dass sich die Menschen vermehrt gegenseitig „frei geboren“ in die Sklaverei verkauften, Väter ihre Söhne und Brüder sich gegenseitig um ihr Überleben zu sichern. Nachdem sich das Reich von der Krise einigermaßen erholt hatte, einigten sich die Könige darauf, dass jeder Untertan des Reiches, ob reich oder arm, unter dem Schutz des Königs stehen sollte. So war Álvaro einer der ersten Könige, der erfolgreich die Verschiffung seiner Untertanen als Sklaven über den Atlantik verhinderte. Darüber hinaus kaufte er die auf São Tomé befindlichen „Freigeborenen“ und Adligen frei und ermöglichte ihnen die Rückkehr in ihre

Heimat. Adelige wurden in den Verwaltungsapparat des Königs integriert.

Nach 1590 kam es vermehrt zu Bürgerkriegen und Rebellenaufständen, die die Autorität der Könige in Frage stellten, aber auch zu einer erneuten Versklavungswelle führten. Es wird vermutet, dass der Sklavenhandel ab 1590 stark zunahm und zur wichtigsten Währung des Kongo wurde, um die diplomatischen Beziehungen zu den damaligen Kolonialstaaten in Europa aufrechtzuerhalten. So wurden z.B. die Dienste der katholischen Bischöfe, die im Kongo tätig waren, mit Sklaven bezahlt, die wiederum als Eigentum der katholischen Kirche verschiedene religiöse Aufgaben erfüllten. Auf nationaler Ebene wurden Sklaven im Kampf gegen interne Rebellen und die umliegenden Großmächte

eingesetzt, die sich gegen das Königreich Kongo stellten.

Mit dem Ende der Expansionsbestrebungen Europa in den Jahren um 1600 ging auch der Nachschub an nichtkongolesischen Sklaven zurück. Versklavt wurden nun vor allem Rebellen sowie nach dem seit Mitte des 16. Jahrhunderts geltenden Gesetz „freigeborene“ Menschen, die durch Straftaten ihren Status verloren hatten. Im schlimmsten Fall bedeutete dies die Versklavung eines ganzen Dorfes. Auch der königliche Schutz vor Sklaverei wurde aufgelöst, was zur ohnehin bestehenden Instabilität negativ beitrug und die illegale Versklavung mehr in den legalen Bereich rückte (Kingdom of the Kongo, in: ThinkAfrica, www.thinkafrica.net/kingdom-of-the-kongo/ {Zugriff am 10.08.2022}).



Die Konflikte des Königreiches

Im Laufe der Zeit nahmen die Spannungen zwischen dem Königreich Kongo und Portugal immer mehr zu, bis es 1622 durch einen rücksichtslosen militärischen Überfall zum ersten von vielen Konflikten kam. Die Portugiesen wurden jedoch von Pedro II. bei Mbanda Kasi besiegt und vertrieben. Während sich die außenpolitischen Beziehungen zwischen dem Kongo und Portugal stark verschlechterten, verwickelte sich das Königreich zwischen 1641 und 1718 zunehmend in innere Konflikte, die zu einer Dezentralisierung des Staates führten. Einer der bedeutendsten und am besten dokumentierten Konflikte war jener um Soyo, dessen Teilung bereits 1593 begann.

1641 fiel Graf Daniel da Silva von Soyo in die Ungnade des Königs Garcia II, da dieser für sich beanspruchte, den Herrscher der Provinz Soyo selbst zu wählen. Dies entsprach nicht den Vorstellungen König Garcias, der sich in seiner Macht als König beschnitten sah. Als sich Silva den wiederholten militärischen Drohungen des Königs widersetzte, beschloss König Garcia II Soyo anzugreifen, was mit großen Verlusten für die königlichen Truppen verbunden war. Daraufhin erklärte Daniel da Silva die Unabhängigkeit Soyos. Im Konflikt um Soyo ging es nicht nur um die eigene Unabhängigkeit, sondern auch um die Gunst und Unterstützung der europäischen Staaten.

Außerdem tobte ein Machtkampf zwischen zwei rivalisierenden Königshäusern, den Kimpanzu, die vor allem von Soyo unterstützt wurden, und den Kinlaza. Beide strebten eine Aufteilung des Herrschaftsgebietes an. Gleichzeitig kam es zum völligen Abbruch der Beziehungen zwischen Kongo und Portugal. Mit holländischer Hilfe gelang es dem Kongo, die Portugiesen aus Luanda zu vertreiben. Diese nutzen jedoch 1665 die Gunst der Stunde und besetzen das Königreich, woraufhin es zur Schlacht von Mbwila kommt. Kongo verlor und musste den Tod von König António I. verantworten.

Trotz der vorangegangenen Niederschläge und der Plünderung von Mbanza Kongo durch Soyo im Jahre 1669 marschierten 1670 portugiesische und kongolesische Truppen in Soyo ein. Es ist erstaunlich, dass sich die Kongolesen erneut mit den Portugiesen verbündeten, nachdem sie fünf Jahre zuvor gegeneinander kämpften. Diese Mission erwies sich jedoch als erfolglos. Der Sieg von Soyos Truppen hatte zur Folge, dass sich die Auseinandersetzungen verschärften und Soyo seine Unterstützung für die Kimpanzu verstärkte. 1678 wurde Mbanza Kongo bei einem Angriff von

Pedro III von Kinlaza vollständig zerstört. 1705 errichtete General Pedro Constantinho da Silva Mbanza Kongo wieder als Hauptstadt, 1709 griff König Pedro IV. von Kinlaza die Stadt erneut an. Mit diesem Angriff gelang es ihm, König João II. von den Kimpanzu zu unterwerfen. Dieser erkannte 1715 Pedro IV. als rechtmäßigen König Kongos an und läutete damit das Ende der innerstaatlichen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Königshäusern ein.

Die bisherige Darstellung zeichnet ein Bild des Königreichs in einer Herrschaftskrise, geprägt von Machtkonflikten und Unabhängigkeitsbewegungen, die die staatliche Sicherheit stark beeinträchtigten. Letzteres erhöhte die Anfälligkeit für Eroberungszüge der Kolonialmächte. Auch die politischen und wirtschaftlichen Strukturen wurden stark beschädigt, zum Teil völlig zerstört (o.V., Kingdom of Kongo 1390-1914, in South African History Online, www.sahistory.org.za/article/kingdom-kongo-1390-1914 {Zugriff 10.08.2022}).

Das Ende des Königreichs Kongo

Eingangs wurde erläutert, dass sich Wissenschaft und Historiker*innen bis heute nicht einig sind, wie das Königreich tatsächlich entstanden ist. Ebenso wenig herrscht Einigkeit über dessen Ende.

Aus wissenschaftlicher Sicht sind die Gründe vielfältig, aber nicht ausreichend, um den Niedergang zu erklären. Zu diesen gehörten die von 1641 bis 1718 andauernden Konflikte/Kriege und Abspaltungsbestrebungen, Unabhängigkeitserklärungen von wirtschaftlich starken Provinzen wie Soyo, die dazu führten, dass der Fokus des Königreichs nicht mehr auf der Abwehr ausländischer Invasionen lag.

1665 überfiel Portugal den Kongo und es kam zur sogenannten Schlacht von Mbwila, mit verheerenden Folgen. Nicht nur die kongolesische Armee ging als Verlierer aus der Schlacht hervor, auch König António I. wurde getötet.

Der darauffolgende Streit um die Thronfolge führte schließlich zu den bisher beschriebenen Kriegen und Konflikten. Erwähnenswert ist, dass die Stadt Mbanza Soyo zu den wohlhabendsten Provinzen des Kongo gehörte. Sie lag an der Mündung des Kongo-Flusses und erstreckte sich im Süden bis zum Fluss Loze. Ihren Reichtum erwirtschaftete sie durch Eroberungen innerhalb des Königreichs, vor allem aber durch den Sklaven-, Elfenbein- und

Kupferhandel im Hafen von Mpinda, der aufgrund seiner Lage von großer Bedeutung war.

Schon vor den Konflikten hatten sich im Königreich zwei Machtzentren herausgebildet. Die Grafen von Soyo waren lange Zeit den Königen des Kongo treu ergeben, doch je reicher die Grafen wurden, desto unabhängiger wurde Soyo - bis 1680 verfügte es über eine eigene Armee. Für viele Historiker*innen sind die hier beschriebenen Faktoren die Hauptursachen für den Untergang. Mit dem Sieg der Portugiesen wird Luanda besetzt. Das Königreich stürzt in ein Chaos von Konflikten, die schließlich zur Aufteilung des Reiches führen. Es bildeten sich zwei Machtzentren heraus: Für Soyo und die Kimpanzu war es die Stadt Buta, für die Kinlaza Kimbangu und Mbanza Kongo. König Pedro IV. von den Kimpanzu konnte das Reich zwar für kurze Zeit stabilisieren, doch gelang es ihm und seinen Nachfolgern nicht, über dasselbe Territorium zu herrschen. Die Macht- und Verwaltungsstrukturen um die Stadt Mbanza Kongo, die das Königreich zusammenhielten, wurden weitgehend zerstört.

Mit der Zeit traten andere Stämme als politische Akteure auf und erhoben Anspruch auf die Wahl des Königs. So wurde im Rahmen der Friedensabkommen von 1718 Manuel II. von Kimpanzu von beiden Königshäusern zum König gewählt und herrschte über Mbanza Kongo und Kimbangu.

Nach seinem Tod 1743 übernahm König Garcia IV. von Kinlaza die Macht. Unter ihm wurde Mbanza Kongo wieder als Hauptstadt des gesamten Königreichs anerkannt, was das Ende der Rivalität zwischen den beiden Königshäusern symbolisierte. Doch der Frieden währte nicht lange. Bereits 1763 kam es zu inneren Unruhen, als Alvaro IX. und Pedro V. gleichzeitig Anspruch auf den Thron erhoben (Kingdom of the Kongo, in: ThinkAfrica, www.thinkafrica.net/kingdom-of-the-kongo/ {Zugriff am 10.08.2022}). Dies entfachte eine erneute Feindschaft zwischen den Kimpanzu und den Kinlaza, die schließlich 1781 in einer Schlacht endete, in der die Kinlaza siegten und José I. zum König gekrönt wurde, der die Krone 1785 an seinen Bruder Afonso V. vererbte, der 1794 verstarb. Nach dessen Tod wurde Henrique I. König. Dieser versuchte erneut, die Macht innerhalb der Monarchie zu zentralisieren, was zu seiner Vertreibung aus Mbanza Kongo führte. Um 1802 kehrte er militärisch gestärkt zurück, konnte aber

seine Macht nicht verteidigen und wurde als König abgesetzt.

In der Zwischenzeit hatten sich neue politische Akteure etabliert, aus dem einstigen Duell zwischen Kimpanzu und Kinlaza war ein undurchschaubarer Mehrkampf geworden, der die Legitimität des Königs völlig untergrub und langfristig zum Untergang des Königreichs beigetragen haben könnte.

Eine weitere Welle des Wandels lässt sich Mitte des 19. Jahrhunderts feststellen, denn zu dieser Zeit begannen die Briten ihren Sklavenhandel weitgehend einzustellen. Aus diesem Grund patrouillierten sie an der Küste des Kongo, um sicherzustellen, dass keine Schiffe Sklaven über den Atlantik transportierten. Damit verlor das Königreich ein wichtiges diplomatisches Instrument und einen bedeutenden Wirtschaftszweig, weshalb der Handel auf Elfenbein und Kautschuk verlagert werden musste. Vor allem letzterer führte zur Entstehung neuer Infrastrukturen und die Menschen zogen aus den dicht besiedelten Großstädten ins Landesinnere.

Auf der Berliner Konferenz von 1884 bis 1885 beschlossen die europäischen Mächte, dass Portugal den größten Teil des verbliebenen Königreichs Kongo (heute Angola) und Belgien den Rest erhalten sollte. Da es Portugal in der Vergangenheit nicht gelungen war, das Königreich zu erobern, musste es strategisch vorgehen. Die Gelegenheit dazu bot sich 1883, als König Pedro V. im Kampf gegen Alvaro XIII. ein Bündnis mit den Portugiesen schloss, das ihnen erlaubte, ihre Soldaten in Mbanza Kongo zu stationieren. 1888 wurde Alvaro XIII. besiegt, die Portugiesen besetzten Mbanza Kongo und König Pedro V. wurde zum Stellvertreter degradiert. Portugal beanspruchte Steuern und Handelseinnahmen für sich. Damit schränkten sie die Unabhängigkeit des Kongo so stark ein, dass er als Königreich nicht mehr existieren konnte. Anfang 1900 wurde Angola Teil der portugiesischen Kolonie. So wurde im Rahmen der Friedensabkommen 1718 Manuel II. von Kimpanzu von beiden Königshäusern zum König gekrönt und herrschte über Mbanza Kongo und Kimbangu. Nach seinem Tod 1743 kam König Garcia IV. von Kinlaza an die Macht. Unter ihm wurde Mbanza Kongo wieder als Hauptstadt des gesamten Königreichs anerkannt, was das Ende der Rivalität zwischen den beiden Königshäusern symbolisierte. Doch der Frieden währte nicht lange.

Liste der Könige, ihre Herrschaftszeiten und die zugehörigen Häuser:

Lukeni lua Nimi (1390-1420) der erste König aus dem Haus Kilukeni.
Nanga von Kongo (1420-1435) aus dem Haus Kilukeni.
Nlaza von Kongo ca. (1435-1450) aus dem Haus Kilukeni.
Nkuwu a Ntinu von Kongo (1450-1470) aus dem Haus Kilukeni.
João I. (1570-1509) aus dem Haus Kilukeni (wurde nach der Taufe zu João I.).
Afonso I. (1509-1542) aus dem Haus Kilukeni (erste katholische König).
Pedro I. (1542-1545) aus dem Haus Kiluken
Francisco I von Kongo (1545) aus dem Haus Kiluken.
Diogo I. (1545-1561) aus dem Haus Kiluken.
Afonso II. (1561) aus dem Haus Kiluken.
Bernardo I. (1561-1566) aus dem Haus Kiluken.
Henrique I.(1567-1568) aus dem Haus Kiluken.
Álvaro I. (1568-1587) aus dem Haus Kwilu.
Álvaro II. (1587-1614) aus dem Haus Kwilu.
Bernardo II. (1614-1615) aus dem Haus Kwilu.
Álvaro III. (1615-1622) aus dem Haus Kwilu.
Pedro II. (1622-1624) aus dem Haus Kinkanga.
Garcia I. (1624-1626) aus dem Haus Kinkanga.
Ambrósio I. (1626-1631) aus dem Haus Kwilu.
Álvaro IV. (1631-1636) aus dem Haus Kwilu.
Álvaro V. (1636) aus dem Haus Kimpanzu.
Álvaro VI. (1636-1641) aus dem Hause Kinlaza.
Garcia II. (1641-1660) aus dem Hause Kinlaza.
Antonio I. (1660-1665) (dessen Tod in der Schlacht gegen Portugal die internen Konflikte auslöste)
Alfonso II. (1666), aus dem Hause Kimpanzu
Alvaro VII. (1665-1666) aus dem Hause Kinlaza
Alvaro VIII. (1666- 1669) aus dem Hause Kimpanzu
Pedro III. (1669) aus dem Hause Kinlaza
Alvaro IX. (1669-1670) aus dem Hause Kimpanzu
Rafael I. (1670-1673) aus dem Hause Kinlaza
Afonso III. (1673- 1674) aus dem Hause Kimpanzu
Daniel I. (1674-1678) aus dem Hause Kimpanzu
Garcia II. von Kibangu (regierte nur im Gebiet von Kibangu)
André I. von Kibangu (regierte nur in der Gegend von Kibangu)
Manuel Afonso (1691-1692) aus dem Hause Kimpanzu (regierte nur im Gebiet von Kibangu)
Álvaro X (1688-1695). aus dem Haus der Agua Rosada (regierte nur in der Region Kibangu)
Pedro III. (1669-1680/3) aus dem Hause Kinlaza (regierte nur in der Gegend von Mbula)
João Manuel II. (1680-1716) aus dem Hause Kinlaza (regierte nur im Gebiet von Mbula)
Pedro IV (1695-1709) aus dem Haus der Agua Rosada (war in der Lage das Königreich 1709 unter einem Herrscher zu vereinen)

Quellen:

Gondola, Ch. Didier (2002), *The History of Congo*, London: Greenwood Press.
Thornton, John (2001), *The Origins and Early History of the Kingdom of Kongo*, c. 1350-1550, in: *The International Journal of African Historical Studies* 34: 1, S.89-120.
Heywood, Linda M. (2009), *Slavery and Its Transformation in the Kingdom of Kongo: 1491-1800*, in: *The Journal of African History*, 50: 1, S. 1-22.
o.V., *Kingdom of Kongo 1390-1914*, in *South African History Online*, www.sahistory.org.za/article/kingdom-kongo-1390-1914 {Zugriff 10.08.2022}.
o.V., *Kingdom of the Kongo*, in: *ThinkAfrica*, www.thinkafrica.net/kingdom-of-the-kongo/ {Zugriff am 10.08.2022}.

Interview mit dem Mitarbeiter des Thüringer Migrationsministeriums, Herrn Rahmatullah Batoor (Afghanistan/Erfurt)

Rahmatullah Batoor wurde 1991 in Afghanistan geboren. Im Alter von 25 Jahren kam er für ein Masterstudium an die Universität Erfurt. Seit 2019 arbeitet er als Referent für Ehrenamtskoordination im Team der Thüringer Integrationsbeauftragten.



Bitte stellen Sie sich anfangs kurz in drei Sätzen vor: Wer sind Sie? Was machen Sie?

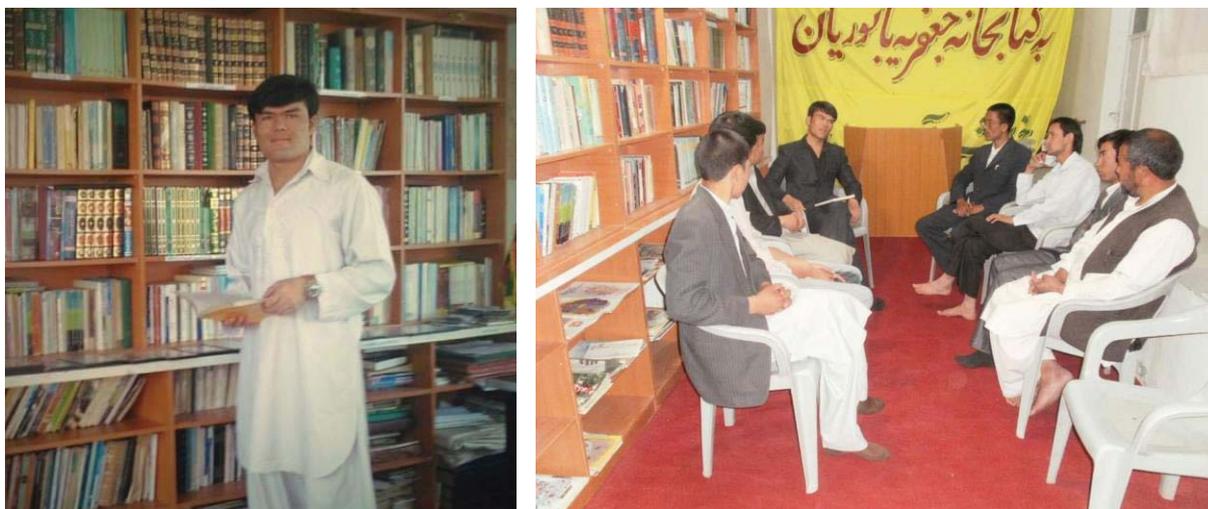
Mein Kurzname ist Rahmat. Ich studierte Business Administration (Betriebswirtschaft) und Public Policy (Staatswissenschaften). Für mein Masterstudium an der Universität Erfurt kam ich 2016 nach Deutschland. Ich fühle mich in Erfurt zu Hause. Seit 2019 arbeite ich im Migrations- und Justizministerium.

Können Sie mir etwas über Ihre Kindheit in Afghanistan erzählen?

Wo und wann wurden Sie geboren?

Geboren und aufgewachsen bin ich in Zentralafghanistan. Das Leben war einfach und hart, aber auch schön. Einerseits spürte und erlebte ich als Kind ständig Krieg, Flucht und Überlebenskampf, andererseits waren die schönen Dinge - die Natur, die mächtigen Gebirge und die freie und abenteuerliche Kindheit - unvergesslich. Allerdings prägt der mehr als vier Jahrzehnte andauernde Krieg das gesamte Leben in Afghanistan. Als ich acht Jahre alt war, fielen die Taliban zum ersten Mal in unsere Region ein. Nach wochenlangen Kämpfen brach der Widerstand. Die Taliban eroberten die Dörfer und wir schafften es, unser Leben zu retten. Wir suchten Schutz in den höheren Bergen, aber die etwa 70 zurückgebliebenen Zivilisten wurden in unserem über 2600 Meter hoch gelegenen kleinen Tal Koh-e-Baba (Baba-Bergkette) massakriert. Unser Haus und der gesamte Besitz meiner Familie wurden von den Taliban und ihren Anhängern aus den Nachbardörfern geplündert oder zerstört. Rund 40 Tage verbrachten wir in der Kälte der noch höheren Regionen im Zelt mit unzureichender Verpflegung. Bekannte unserer Familie gewährten uns in den Dörfern Unterschlupf, sonst hätten wir, vor allem Kinder wie ich, die Umstände nicht überlebt. Das war meine erste Fluchterfahrung.

Danach „zogen“ wir nach Kabul, aber eigentlich flohen wir vor Hunger und Unterdrückung in die größere Stadt. Unter der Taliban-Herrschaft gab es keine Arbeit, vor allem nicht für die ethnische Gruppe der Hazara, die seit Jahrzehnten besonders verfolgt und diskriminiert wird. Ab meinem achten oder neunten Lebensjahr knüpfte und verkaufte ich mehrere Jahre lang von früh morgens bis spät abends Handteppiche, um unseren Lebensunterhalt zu sichern, eine Zeit, in der ich die Schule nicht besuchte. Das war damals die einzige Verdienstmöglichkeit für die Familien. Leider wiederholt sich diese Situation nach 22 Jahren wieder. Jetzt sind auch Millionen von Kindern gezwungen zu arbeiten, einfach weil die Wirtschaft zusammengebrochen ist.



Treffen 2009 mit ehemaligen Klassenkameraden in einer von Rahmatullah gegründeten kleinen Bibliothek.

Musstest du nicht in die Schule gehen?

Nein, ich musste arbeiten. Nicht weil meine Eltern das wollten, sondern weil die Umstände keine andere Wahl ließen. Natürlich haben die Eltern darunter am meisten gelitten. Einige Jahre später besuchte ich vormittags die Schule und arbeitete nachmittags. 2006 konnte ich wieder ganztags zur Schule gehen.

Wie ging es dann weiter?

Ich war nicht der Einzige, der die Schule verpasst hat. Es waren viele. In den Winterferien lernten wir noch für eine Klassenstufe und nach einer sogenannten „Verdienstprüfung“ durften wir eine Jahrgangsstufe überspringen. Dadurch konnte ich 2010 die Schule abschließen. Dann erhielt ich ein Vollstipendium für ein Bachelor-Studium in Indien. Die Reise ging weiter. Bildung bedeutet im wahrsten Sinne des Wortes Freiheit. Dank der Präsenz der internationalen Truppen hatte meine Generation in den paar „ruhige Jahre“ und ich ein Zeitfenster von 2002 bis 2012, in dem ich in Kabul lernen und aufatmen konnte. Leider schloss sich dieses Fenster sehr schnell.



Rahmatullah Batoor in der Nähe seines Heimatdorfes im Jahr 2013

Was haben Sie nach dem Studium in Indien gemacht?

Wie jeder andere auch, kehrte ich mit großer Motivation zurück, etwas zur Entwicklung meines Geburtslandes beizutragen. Also habe ich für zwei internationale NGOs in Afghanistan gearbeitet. Meine Aufgabe war hauptsächlich das Monitoring und die Evaluierung verschiedener Projekte in den Bereichen ländliche Entwicklung, sozialer Schutz (social protection) und die Verbesserung der Lebensgrundlagen sowie die Reintegration von zurückgekehrten oder abgeschobenen Menschen aus dem Iran und Pakistan. Aber ich wollte unbedingt weiter studieren. Deshalb bewarb ich mich um ein DAAD-Stipendium, wodurch ich nach Deutschland kam, genauer gesagt nach Erfurt. Da ich aufgrund der politischen Entwicklung in Afghanistan nicht zurückkehren konnte und ich mich in Erfurt wohl fühlte, entschied ich mich, hier zu bleiben.



Als BA-Masterstudent an der Willy Brandt School der Universität Erfurt (Juni 2018).

Zurück zu Ihrer Ankunft in Deutschland: Erinnern Sie sich noch an den ersten Tag? Wie war das? Wie waren die Menschen? Was ist Ihnen aufgefallen?

Als ich am 2. April 2016 am Flughafen in München ankam, holte mich meine Gastfamilie ab. Es war ein freundlicher Empfang, den ich immer in meinem Herzen trage. Am Anfang fühlt man sich fremd und hilflos, wenn man niemanden kennt und die Sprache, die Strukturen und die Umgebung total anders sind. Deshalb sind der erste Moment oder die ersten Tage des Ankommens für alle Zugewanderten die entscheidenden. Wenn es gut läuft und man sich wohl fühlt, bleibt dieses Gefühl.

Am Anfang verständigten wir uns auf Englisch und nach ein paar Wochen traute ich mich, die ersten Sätze auf Deutsch zu sagen. Für den Sprachkurs war ich ein halbes Jahr in München. Danach habe ich mein Studium an der Universität Erfurt begonnen.

Erinnern Sie sich an Ihre Wünsche und Ziele, als Sie hier ankamen?

Am Anfang war für mich relativ klar, dass ich nach dem Studium nach Afghanistan zurückkehren würde. Ich war motiviert, etwas zur Gesellschaft und vielleicht auch zur Politik dort beizutragen. Aber die Ereignisse im Sommer 2016 und danach zeigten mir, dass es naiv war, große Hoffnungen zu haben. Im Juli 2016 töteten und verletzten zwei Bombenanschläge auf Hazara Demonstrierende in der Dehmazang Straße in Kabul hunderte junge Hazara Aktivistinnen und Aktivisten. Unter den Opfern waren auch viele meiner Freunde. ISIS übernahm die Verantwortung, aber es gab Beweise für die Komplizenschaft bestimmter Gruppen innerhalb der afghanischen Regierung. Die Angriffe auf zivile Einrichtungen der Hazara in meinem Stadtteil in Kabul nahmen täglich zu. Angehörige der Hazara haben in den letzten zwei Jahrzehnten eine besonders wichtige Rolle in der friedlichen und zivilen Entwicklung Afghanistans gespielt. Als drittgrößte ethnische Gruppe wurden sie seit 1892 immer wieder unterdrückt, getötet und diskriminiert und haben doch trotz der strukturellen Diskriminierung in den Bereichen Bildung, Sport und Zivilgesellschaft seit 2001 viel erreicht. Sowohl die traditionellen Machthaber der Regierung in Kabul als auch ihre militanten Gegner, die Taliban und ISIS, haben vieles gemeinsam, wenn es um die Unterdrückung dieser Volksgruppe geht. Angehörige der Volksgruppe der Hazara wurden und werden gezielt auf der Straße, in Schulen, Moscheen, Hochzeitshallen, Sporteinrichtungen, Fahrzeugen angegriffen und in großer Zahl getötet. Die damalige afghanische Regierung übernahm keine Verantwortung für die Sicherheit der Bevölkerung.

Mit der Unterdrückung der pro-demokratischen Volksgruppe, der vorherrschenden Korruption und dem Abzug der internationalen Truppen war die Katastrophe im Sommer 2021 spürbar, wenn nicht sogar in diesem Ausmaß vorhersehbar. Da die Politik in Afghanistan überwiegend ein „Super Power“-Spiel und dadurch sehr komplex geworden ist, können kleine Gruppen, auch wenn sie sich opfern, die Situation nicht verändern. Ich habe mich entschieden, hier in Deutschland zu bleiben und ein „normales“ Leben zu führen.



Demonstration in Erfurt gegen den Völkermord an den Hazara in Afghanistan. Anlass war der Angriff im Oktober 2022 auf eine Vorbereitungsschule der Kaaj Educational Center Universität in Kabul, bei dem ca. 50 junge Mädchen der Hazara in einer Klasse getötet und über 100 verletzt wurden.

Um beim Thema zu bleiben, was ist, Ihrer Meinung nach, der Beitrag und die Leistung, die eigentlich nur zugewanderte Menschen in die hiesige Gesellschaft einbringen können?

Ich glaube, zugewanderte Menschen bringen neue Erfahrungen und sozusagen „frisches Blut“ in die Gesellschaft. Und das macht alle stärker. In meinen Augen ist eine bunte und vielfältige Gesellschaft schöner, leistungsfähiger, friedlicher und toleranter als eine „homogene“ Gesellschaft. Außerdem kann der negativen demographischen Entwicklung, insbesondere auf dem Arbeitsmarkt, in Deutschland nur durch Zuwanderung entgegengewirkt werden. Das ist mittlerweile Fakt.

Ja, das sehe ich auch so. Noch mal ein Wort zum Thema Migration. Was halten Sie von dem deutschen Ausdruck Migrationshintergrund?

Ja, Begriffe ändern im Laufe der Zeit ihre Bedeutung oder ihren Klang. Oder besser gesagt, wir passen unser Verständnis ständig an. Vielleicht war das Wort „Migrationshintergrund“ vor zwanzig Jahren kein Thema, nicht einmal ein positives Wort. Heute wird es überall diskutiert. Ich denke, für statistische Zwecke ist das Wort in Ordnung, wenn wir die Statistik für eine gute Politik nutzen, um die besonderen Bedarfe der Menschen zu adressieren. Ideal wäre aber, wenn wir keinen Bedarf hätten, Menschen mit oder ohne Migrationshintergrund erfassen zu müssen. Am besten wäre es, wenn alle die gleichen Rechte und Pflichten hätten, unabhängig davon, ob sie selbst oder ihre Eltern zugewandert sind oder hier geboren wurden.

MIGRANTh bedankt sich für das Gespräch



Interview wurde von Hanna Bekele am Nachmittag vom 15.08.2022 in Gegenwart von Daniel A.M. Egbe durchgeführt, und von Shewangzaw Bekele gefilmt.

Interview mit Frau Francisca Raposo aus Mosambik, ehemaliger Schülerin der „Schule der Freundschaft“, in Staßfurt (DDR)



Freundschaft und Angst

Francisca Raposo erinnert sich an die „Schule der Freundschaft“ und ihre Zeit in der DDR:

1982 kamen rund 900 Kinder aus Mosambik in die DDR, um an der „Schule der Freundschaft“ (auf Portugiesisch „Escole de Amizade“) in Staßfurt (heute Sachsen-Anhalt) zu lernen. Eine von ihnen war die damals 13-jährige Francisca Raposo. Die mosambikanischen Schülerinnen und Schüler sollten zu „sozialistischen Persönlichkeiten“ erzogen werden. Doch als sie 1988 in ihre Heimat zurückkehrten, war vom Aufbau des Landes keine Rede mehr, die meisten wurden direkt zur Armee eingezogen, denn in Mosambik herrschte Bürgerkrieg. Die 1968 geborene Francisca Isidro Raposo Zeca Valentim ist Mutter von vier Kindern und heute Leiterin eines Schülerinternats in Chimoio im Westen von Mosambik.

MIGRANTh: Sie haben vor einigen Tagen in Staßfurt am Jubiläum „40 Jahre Schule der Freundschaft“ teilgenommen?

Francisca Raposo: Es war sehr schön und ich habe viele ehemalige Mitschüler wiedergetroffen. Wir haben viel erzählt, über unser Leben, damals in der DDR und jetzt in Mosambik. Auch einige Erzieher waren da. Die Schule wurde sehr umgebaut und sieht jetzt anders aus. Aber die Idee der Schule der Freundschaft verbindet uns – bis heute.

Welche Gefühle haben Sie, wenn Sie nun wieder nach Deutschland kommen?

Es sind gemischte Gefühle, mit denen ich an die Zeit in der DDR zurückdenke. Es ist ein Leben zwischen den Welten, weder hier noch dort bin ich richtig zu Hause. In Mosambik verfolge ich über das Internet die Entwicklung in Deutschland. Ich war in den letzten Jahren aber schon mehrfach wieder hier.



Foto von Frau Raposa aus dem Erinnerungsband der Schule der Freundschaft.

Wie verlief vor 40 Jahren die Reise in die DDR?

Von meinem kleinen Dorf waren es über 500 Kilometer bis zur Hauptstadt. Damals wurden in unserer Schule die Besten ausgesucht. Wir waren sechs und ich gehörte dazu. Ich war erst zwölf Jahre aus. Aber der Schuldirektor hat mir Mut gemacht und ich habe schließlich gesagt: „Ja, ich gehe mit!“ Auch mein Vater hat mir Kraft gegeben, nur meine Mutter war nicht begeistert. Manche in meinem Dorf haben mir Angst gemacht: „Die Weißen werden aus euch Sardinen machen.“

Aber zuerst gab es viele medizinische Untersuchungen, das dauerte mehrere Monate, und der Transport war auch nicht einfach. Es wurde immer nur gesagt: „Ihr fliegt in die DDR, da gibt es weiße Menschen, dort müsst ihr euch gut benehmen, sonst müsst ihr zurück!“ Zu uns Mädchen wurde gesagt: „Ihr dürft nicht schwanger werden!“ Die DDR war für mich ein Ziel, aber ich hatte gar keine Vorstellung, was das eigentlich bedeutet, wie es dort aussieht und so weiter. Mitte September 1982 ging der Flug von Maputo nach Ost-Berlin. Auf dem Flug hatte ich ein Päckchen mit Keksen und Bonbons ganz für mich allein, das war etwas Besonders. Ich habe soviel auf einmal gegessen, dass mir gleich schlecht wurde. Auch so etwas wie Fernsehen kannte ich überhaupt nicht.

Anfangs war das Essen ein Problem für mich. In Mosambik essen wir viel Mais und Reis, auch Hirse, es gibt Früchte wie Bananen und Orangen. In der DDR war das anders. Wir haben auch Suppe in Mosambik, aber nur als Vorspeise. Das wussten wir nicht. Als wir die Suppe aßen, dachte ich, es kommt noch was. Aber die Erzieher sagten: „Nein, ihr habt gegessen, wir gehen jetzt raus.“ Beim Abendbrot war es ähnlich. Ich aß nur zwei Scheiben Brot, denn ich dachte, danach kommt sicher noch ein Gericht mit Reis und Fleisch.

Welche Besonderheiten gab es noch in der Anfangszeit?

Als wir den ersten Schnee gesehen haben. Es war schon Abend und wir wollten schlafen. Jemand hat aus dem Fenster geguckt und gerufen: „Es schneit!“ Wir haben geschrien und sind alle auf den Hof gelaufen – ohne Schuhe und Jacken. Wir wollten den Schnee sehen. Die Erzieher riefen: „Geht rein, es ist ungesund barfuß im Schnee!“ Es hat viel geschneit und am nächsten Tag war es sehr kalt, dann wollte den Schnee niemand mehr sehen.

Welche Erinnerungen haben Sie an die Schulzeit in Staßfurt?

Am Anfang gab es mehrere Monate einen Deutsch-Intensivkurs. Jede Klasse bestand aus 30 Schülern. Es war für uns nicht einfach, zum Beispiel die Verben richtig einzusetzen, aber ich hatte eine nette deutsche Lehrerin. In der Anfangszeit haben wir untereinander noch Portugiesisch gesprochen, später aber fast nur noch Deutsch oder eine Mischung aus beiden Sprachen gesprochen. Nach den Jahren in Staßfurt hatten wir sogar viel von unserer Muttersprache vergessen. Die 900 Schülerinnen und Schüler kamen aus allen

Provinzen des Landes. Es gab mosambikanische und deutsche Erzieher, die uns geholfen haben bei der Eingewöhnung. Wir sollten „sozialistisch“ erzogen werden: solidarisch, hilfsbereit, pünktlich, ordentlich.

Ich erinnere mich noch an den „Milchdienst“, wir mussten abwechselnd für die Klasse Milch und Brötchen holen. Später arbeiteten wir auch in einer LPG, das war hart für einige, die diese körperliche Arbeit nicht gewohnt waren. An den Wochenenden haben wir Museen besucht, gingen ins Kino oder haben Ausflüge gemacht. Es gab auch ein Kulturhaus in der Nähe. Wir spielten Basketball und Fußball auf dem Schulgelände. Aber die Aktivitäten waren immer in Gruppen organisiert. Nach Mosambik konnten wir nur Briefe schreiben und Päckchen schicken, nicht alles ist angekommen oder es wurde etwas herausgenommen.

Das Schulgelände war eingezäunt?

Ja, es gab einen Zaun. Aber das hat uns niemand erklärt. Es gab sehr wenig Dialog zwischen uns und den Erwachsenen, also den Lehrern und Erzieherin.

Warum es diesen Zaun gab, weiß ich nicht. Vielleicht gab es die Angst, jemand würde uns überfallen oder wir würden zu viel Kontakt haben mit anderen im Ort oder einfach für die Ordnung.

Welchen Kontakt gab es dann zu den „Einheimischen“?

Wir hatten eine Patenklasse in Egel, einer Stadt in der Nähe. Manchmal gab es Treffen oder Disco zusammen. Die Klassenlehrerin hat uns auch oft mit nach Hause eingeladen. Solche Kontakte gab es. Auch Weihnachten haben ich bei einer deutschen Patenfamilie verbracht. Schöne Erinnerungen habe ich an die Ferienlagern, dahin kamen viele Schüler aus verschiedenen Ländern. Es gab damals neugierige Fragen und man wollte zum Beispiel unsere Haare anfassen, aber es gab keine rassistischen Vorfälle. Erst später fing das an, Ende der achtziger Jahre. Es gab Skinheads in Cottbus, wo ich 1986 eine Ausbildung zur Schneiderin machte, vor allem 1988/89. Eine schlimme Zeit, wir hatten viel Angst.

Bei einem Halt unseres Zuges in Dessau gab es einen Vorfall: Wir saßen am Fenster. Es kamen Deutsche in das Abteil und sagten laut: „Das kann doch nicht wahr sein, auf jeder Ecke eine Schwarze. Wir waren aber frech und haben geantwortet: „Ach, haltet doch die Klappe. Ihr nennt uns Neger, ihr seid doch Tomaten.“ Auf dem Weg zum Internat in Cottbus hatten wir öfter Konflikte und Anfeindungen. Die Ausbildung im VEB Textilbetrieb Cottbus war sehr hart, wir hatten wenig Freizeit, im Prinzip nur am Sonntag. Eigentlich wollte ich Ärztin werden, aber man uns nicht gefragt. Wir kannten den Vertrag zwischen Mosambik und der DDR nicht, und dass die Ausbildungsfächer für uns schon festgelegt waren.



Während der Ausbildung in Cottbus

Aber Sie konnten die Ausbildung nicht wie geplant abschließen?

Normalerweise sollten wir sieben Jahre in der DDR bleiben. Die Berufsausbildung ging drei und nicht zwei Jahre. Aber auch am Ende gab es keinen Dialog. Die Funktionäre schwiegen. Wir sollten unser Land entwickeln mit dem, was wir in der DDR erlernt hatten. Aber als unser Präsident Samora Machel 1986 starb, starb auch unser Programm. Niemand hat sich mehr um uns gekümmert. Die Rückreise war nicht schön. Ich

hatte keine Vorstellung, wie Mosambik nun aussieht. Es hatte sich zwar nicht viel verändert, aber es herrschte Krieg. Vom Flughafen sind wir gleich in ein Hotel und dann in eine Kaserne gefahren worden, wieder gab es medizinische Untersuchungen. Wir konnten, nach sechs-sieben Jahren im Ausland, nicht mal unsere Familie sehen. Wir kamen direkt zum Militär. Es war eine schlimme Zeit in der Armee. Eine unerwünschte Rückkehr. Niemand kannte uns mehr, wir wurden ständig bestraft und geschlagen. Aber auch wenn es danach solche Probleme gab, ich bin heute dankbar. Ich bin so wie ich bin durch meine Zeit in der DDR.

Wo waren Sie im November 1989 zur Zeit des Mauerfalls?

Da war ich schon wieder in Deutschland, denn nach der Armee ging ich wieder zurück. Ich hatte ja kein Geld und der Staat suchte wieder nach Arbeitern, die in die DDR gehen würden. Als Vertragsarbeiterin habe ich in Mittweida in einem Kugellagerbetrieb bearbeitet, leider nur ein paar Monate. Dann gab es diese Rufe: „Ausländer raus!“ Niemand wollte uns sehen, wir wurden beschimpft und waren nicht mehr sicher. Im Herbst 1990 ging ich dann endgültig wieder zurück.

Viele ehemalige Vertragsarbeiter, auch ich, sind über die geheimen Verträge von damals unzufrieden. Es gab die Erwartung, dass man mit einem Teil des DDR-Lohns später etwas machen könnte, um sich etwas aufzubauen. Aber es ist nichts passiert, bis heute. Die sogenannten „Madgermanes“ kämpfen immer noch um den einbehaltenen Gelder aus der DDR-Zeit. Es gab 2019 eine große Tagung in Magdeburg, die das Problem nochmal öffentlich gemacht hat. Aber viele mosambikanische Vertragsarbeiter sind inzwischen verstorben.



Francisca Raposo in Mittweida

Wie erging es Ihnen nach 1990?

Mit meinem erlernten Beruf aus der DDR konnte ich nichts anfangen. Auch mein Schulabschluss und unsere Zertifikate wurde in Mosambik nicht anerkannt. Im Gegenteil, wir wurden ausgelacht. Einen Abschluss musste ich erst nachholen. Ich habe später unter anderem bei der Deutschen Welthungerhilfe und als Verantwortliche für die Schulspeisung gearbeitet, danach habe ich beruflich Mädchen und junge Frauen beraten und unterstützt, damit sie zur Schule gehen. Heute bin ich Leiterin eines Schulinternats

beziehungsweise eines Studentenheims, wo ich versuche, meine positiven Erfahrungen aus der DDR einzubringen. Ich sag immer: Alles Gute habe ich mitgenommen, alles Schlechte dagelassen. Ich habe viele Kontakte zu jungen Studentinnen, die eine Berufsschule besuchen oder zur Universität gehen. Das ist wichtig.

Welches Bild von Afrika möchten Sie zeigen?

Es gibt beide Seiten. Ja, es gibt die Armut, die meisten Einwohner in Mosambik sind arm, nur wenige sind reich. Aber es gibt auch schöne Seiten, bunte Städte, gute Schulen, fleißige Menschen. Man sollte beides zeigen.

MIGRANTh bedankt sich für das Gespräch



Interview am 28.08.2022 von Daniel Börner durchgeführt.

Vertragsarbeit in der DDR - Die Lebensgeschichte des ehemaligen mosambikanischen Vertragsarbeiters Nelson Munhequete

Von Malte Wandel

Nelson Munhequete ist 1967 in Maputo, der Hauptstadt von Mosambik, geboren. Das Land im südlichen Afrika war über Jahrhunderte portugiesische Kolonie und erlangte erst nach langem Freiheitskampf am 25. Juni 1975 seine Unabhängigkeit. Die marxistische Freiheitsbewegung *Frelimo* übernahm die Regierung und stellte mit Samora Machel den ersten Staatspräsidenten. Mosambik wurde zum sozialistischen Einparteiensstaat und knüpfte enge Beziehungen zu anderen sozialistischen Bruderstaaten. Am 24. Februar 1979 unterzeichnen der damalige Vorsitzende des Staatsrates der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik Erich Honecker und der Präsident der Volksrepublik Mosambik Samora Machel einen Vertrag über Freundschaft und Zusammenarbeit ihrer beiden Länder. Damit legen sie den Grundstein der Beschäftigung von mehr als 16.000 mosambikanischen Vertragsarbeitern*innen in der DDR.



„Als ich zur Schule ging, herrschte in Mosambik ein blutiger Bürgerkrieg. Die Kämpfe zwischen *Frelimo* und *Renamo* reichten vom Rovuma Fluss im Norden bis nach Maputo im Süden. Als ich alt genug war, wurde ich zum Militärdienst einberufen. Ich sollte zum Soldat ausgebildet werden. Mir war klar, dass es bei dem Konflikt viele Tote gab. Egal ob man gut ausgebildet ist oder nicht, man konnte einfach so sterben. Ich war 19 Jahre alt und hatte meine militärische Ausbildung bereits begonnen, als ich von der Möglichkeit hörte, dass junge Mosambikaner nach Deutschland, in die ehemalige Deutsche Demokratische Republik gehen konnten. Wir sollten dort ausgebildet werden und arbeiten. Später sollten wir in unsere Heimat zurückkehren und helfen ein besseres Mosambik aufzubauen. Ich meldete mich an und konnte so den Militärdienst verweigern. Für mich war eine Ausbildung im Hafen von Rostock vorgesehen. Als wir aber 1987 am Flughafen Berlin Schönefeld ankamen, wurde meine Gruppe von einem Bus des *VEB Glasseiden Oschatz* in Sachsen abgeholt. Sie haben uns erst mal etwas Warmes zum Anziehen gegeben. Es war Winter und überall lag Schnee. Ich hatte so etwas noch nicht gesehen. Wir kamen gegen 15:00 Uhr in Oschatz – einer Kleinstadt zwischen Leipzig und Dresden – an und bekamen eine Führung durch den Betrieb. Danach wurde uns in der Kantine ein typisch deutsches Essen serviert. Am Abend wurden wir in unserem Wohnheim untergebracht. Je drei Personen in einem Zimmer. Ich landete im Zimmer Nr. 17. Wir hatten zwei Wochen Zeit uns einzugewöhnen, dann begannen die Berufsausbildung und der Deutschunterricht. Nach der Ausbildung arbeitete ich in der Zwirnerie des Glasseidenwerks. Meine Aufgabe war es am Schneidegerät die Fasern abzutrennen bevor die Spulen in die Weberei gebracht wurden.“

Seit 1992 demonstrieren die sogenannten *Madgermanes* jeden Mittwoch auf den Straßen von Maputo. Der Begriff *Madgermanes* entstand schon kurz nach der Rückkehr der Vertragsarbeiter*innen aus Deutschland und stammt ursprünglich aus dem Shangaan, einer im südlichen Mosambik weit

verbreiteten Sprache. *Madgermanes* bedeutet soviel wie: Die, die aus Deutschland kommen. Bis zu 60 und teilweise sogar 80 Prozent des Lohns der ehemaligen Vertragsarbeiter*innen wurden von der DDR einbehalten und an den mosambikanischen Staat transferiert. Allerdings nur auf dem Papier. Die Vertragsarbeiter*innen haben ohne es zu wissen mit ihrem Gehalt Staatsschulden getilgt und haben so indirekt Warenlieferungen, militärische Unterstützung und Entwicklungshilfe bezahlt. Ihren vollen Lohn haben sie bis heute nicht erhalten. Die mosambikanische Regierung schuldet den *Madgermanes* insgesamt mehr als 100 Millionen US Dollar.

Als den Rückkehrern*innen klar wurde, dass sie das Geld, für das sie all die Jahre gearbeitet haben, nicht bekommen würden, formierte sich vor allem in der Hauptstadt Maputo ein organisierter Widerstand gegen die mosambikanische Regierung. Nelson Munhequete ist eine der führenden Persönlichkeiten der Protestbewegung. In Lumpen gekleidet marschiert er jeden Mittwoch mit einer großen DDR-Fahne an der Spitze des Demonstrationzugs durch die Straßen von Maputo „Wieder kam ein Bus um uns abzuholen.



In den Wochen zuvor war ich noch sehr traurig. Doch jetzt fühlte sich alles ganz normal an. Für mich war klar, dass ich jederzeit nach Deutschland zurückkehren könnte. Ich würde meine Freundin und meine Freunde einfach besuchen. Warum auch nicht? Alles schien seinen gerechten Lauf zu nehmen. In Schönefeld stieg ich dann ins Flugzeug. Ich weiß es noch ganz genau. Es war der 4. Oktober 1990. Beim Landeanflug auf Maputo habe ich aus dem Flugzeugfenster gesehen und das Meer und die Halbinsel Catembe erkannt. Die einfachen Behausungen. Die vielen verrosteten Blechdächer. Schnell ist mir klargeworden. Mein Land hat sich nicht verändert. Das Leid existiert noch immer. Das Mosambik von heute ist das Mosambik von gestern. Als sich nach der Landung die Türen öffneten, strömte die heiße mosambikanische Luft in das Flugzeug. Es war richtig unangenehm. Im Wartesaal empfing uns ein Angestellter des Ministeriums für Arbeit. Er sammelte die Dokumente, die wir von unserem Betrieb in Deutschland erhalten hatten, ein. Wir mussten alle Belege über die Lohntransfers abgeben und weitere Formulare ausfüllen. Es ging darum, wie viel Geld jeder noch bekommen sollte. Wir sollten den noch ausstehenden Lohn nach ein paar Tagen im Ministerium abholen. Es hieß auch, dass jeder innerhalb von vier Wochen einen Arbeitsplatz bekommen sollte. Ich habe nicht daran gezweifelt. In Deutschland lief alles genauso ab. Aber alles war nur ein Vorwand um uns zu betrügen. Ich denke, dass sie unsere Dokumente verbrannt haben. Ich glaube nicht, dass sie heute noch existieren.“

2016 gehen auch in Berlin um die 100 ehemalige mosambikanische Vertragsarbeiter*innen auf die Straße. Gegen alle Umstände haben sie es geschafft nach der Wende in Deutschland zu bleiben. Sie wollen sich mit ihren Kollegen in Mosambik solidarisieren und auf die Missstände in ihrer Heimat hinweisen. Auch den ‚deutschen‘ *Madgermanes* schuldet die mosambikanische Regierung Geld. Der Demonstrationzug geht vom Auswärtigen Amt im Regierungsviertel zur Mosambikanischen Botschaft in Moabit. Auch wenn der ganz große Aufschrei ausbleibt, ist das Schicksal der ehemaligen mosambikanischen Vertragsarbeiter*innen seit einigen Jahren in den deutschen Medien präsent. Ihr Geld werden sie nicht mehr bekommen, doch vielen geht es auch um

Respekt und Anerkennung einer marginalisierten Gruppe und um die Erinnerung an eine deutsch-mosambikanische Freundschaft.

„In Deutschland hatte ich ein unglaublich schönes Leben. Die Menschen waren wirklich sehr freundlich. Sie mochten uns Mosambikaner. Natürlich gab es mal eine Rauferei in der Disko, aber das ist normal unter jungen Leuten. So was passiert. Niemals hat uns jemand wirklich etwas Schlechtes angetan oder uns beleidigt. Wir haben viel zusammen getrunken und gefeiert. In der Betriebskantine saßen wir mit den deutschen Kollegen am selben Tisch. Am Wochenende habe ich Ausflüge mit dem Fahrrad unternommen. Ich habe sehr viel schöne Erfahrungen gemacht, viel gelernt und hatte eine gute Arbeit. Ich konnte mir alles leisten. Wenn ich krank war, ging ich zum Arzt. Auch mit den anderen Mosambikanern habe ich mich sehr gut verstanden. Wir kamen zwar alle aus verschiedenen Regionen, aus *Gaza*, aus *Inhambane*, aus *Nampula* oder *Cabo Delgado*, aber in Deutschland waren wir alle Brüder und Schwestern. Es war die beste Zeit in meinem Leben.“

¹ *Interview mit Nelson Munhequete, Zona Verde, Maputo, 2014*



Malte Wandel (*30.11.1982) lebt und arbeitet als freischaffender Künstler in München. Seine Arbeiten wurden unter anderem im Stadtmuseum München, im Museum Folkwang in Essen, in der Halle 14 in Leipzig und im C/O Berlin gezeigt. Seit fast 15 Jahren beschäftigt sich Malte Wandel mit der Geschichte der mosambikanischen Vertragsarbeiter*innen in der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik und deren Schicksal nach 1990. 2015 erschien sein Dokumentarfilm „Madgermanes“ über den Kampf ehemaliger mosambikanischer DDR-Vertragsarbeiter*innen um ausstehende Lohn- und Rentenzahlungen. Der Film wurde auf dem Münchner DOK.fest, dem Freiburger Filmforum und dem Avanca Film Festival in Portugal gezeigt. Sein Künstlerbuch Einheit, Arbeit, Wachsamkeit - Die DDR in Mosambik wurde mit dem Deutschen Fotobuchpreis 2013 ausgezeichnet.



Thierry Ahodi im Garten seines Cafés beim Interview

Gespräch mit Herrn Ahodi Thierry (Benin/Ilmenau): Ein Leben vor, während und nach der Wende

Thierry Ahodi stammt aus Benin, hat in der DDR studiert und betreibt seit der Wende "Die Arche", ein Café mit Laden und Galerie in Ilmenau.

Dann würde ich chronologisch anfangen und mit Ihrer Kindheit in Benin beginnen. Sie sind 1962 dort geboren, damals noch in der Republik Dahomey. Das war kurz nach der Unabhängigkeit. Wie sah Ihre Kindheit aus?

So eine schöne Frage: Ich bin am 9. Februar 1962 in Dahomey geboren. Mein Land hieß damals noch nicht Benin. Ich bin in der größten Stadt geboren und danach auf dem Dorf bei meinen Großeltern aufgewachsen. Ich bin und bleibe das zweite Kind meiner Eltern. Zurzeit bin ich das Familienoberhaupt der beiden

Familienhälften. Meine Kindheit verbrachte ich bis 1983 in Benin im Haus meines Großvaters. Im Dorf kannte mich jeder im Wohnviertel. 1983 kam ich mit einem Stipendium zum Studium in die ehemalige DDR.

Um noch einmal auf das Aufwachsen zurückzukommen: Wie waren die Familienverhältnisse? Sie sagen, Sie sind im Haus Ihres Großvaters aufgewachsen, mit der ganzen Familie. Oder wie war das?

Ja, das war so eine schöne Zeit. Wie fast überall in Afrika lebten unsere Großeltern nicht monogam, sondern polygam. Mein Opa hatte zwei Frauen. So wurde ich von meinen beiden Großmüttern aufgezogen. Beide waren auf dem Hof. Eine Oma war geschäftlich, die andere sehr ruhig. Wir hatten Hühner auf dem Hof und alles, was wir brauchten.

Als zweitältestes Kind meines Papas habe ich von beiden Omas kochen gelernt. Ich bin von einer Oma zur anderen gependelt, um zu lernen, wie man Essen zubereitet. Das habe ich von meinem großen Bruder übernommen, der im Internat von den beiden großen Familien verwöhnt war. Leider ist dieser Bruder 2021 gestorben.

Benin hat ja viele Volksgruppen. Welcher gehören Sie an?

Benin ist ein Land mit mindestens neun Volksgruppen, die verschiedene Sprachen sprechen. Es gibt etwa 43 oder 46 Dialekte. Ich gehöre zu Benin, das als Voodoo-Staat bekannt ist. Früher hieß Benin Dahomey. Dahomey: **da** heißt Schlange, **homey** heißt im Bauch. Dieses Land ist im Bauch einer Schlange gewachsen. Deswegen heißt es Dahomey. Vor 1972 kam die Revolution. Der ehemalige Präsident Greco entschied den Namen zu ändern: Erst "Golf von Benin", dann "Benin". Die Kämpferinnen, die Amazonen, die gegen die Kolonialmacht Frankreich Widerstand geleistet haben, stammten aus meinem Dorf Abomey.

Sie haben gerade die Kolonialzeit unter Frankreich angesprochen. Die Amtssprache ist immer noch Französisch. Welche Sprachen haben Sie denn gelernt? Sie haben ja auch die vielen Dialekte angesprochen, die es im Land gab.

Die Amtssprache ist Französisch. Meine Großeltern und Eltern waren katholisch. Ich habe Französisch in der Schule gelernt, wo meine verstorbene Mutter Lehrerin war.

Meine Muttersprache ist **Fongbe (Fon)**, sie wird fast im ganzen Land gesprochen. Ich bin der Meinung, dass Fon unsere Amtssprache werden sollte, so wie Chinesisch für China, Russisch für Russland und so weiter. Durch die französische Kolonialzeit sind wir gezwungen, Französisch als Amtssprache zu haben. Falls ich Präsident wäre, würde ich **Fon** zur Amtssprache machen.

Die klugen Leute in den Städten sprechen nur Französisch. Die in den Dörfern verstehen sie nicht, und das ist unser Problem in Westafrika, sogar in ganz Afrika. Wir müssen die ganze Erziehung und Bildung umkrempeln.

Was haben Sie in der Schule über die Geschichte Ihres eigenen Landes gelernt? Oder waren die Lehrinhalte noch bestimmt von der französischen Kolonialherrschaft?

Ich habe gesagt, ich bin 1962 geboren und zur Schule gegangen. Aber was wir gelernt haben, lernen viele afrikanische Kinder heute noch. Die Lerninhalte waren und sind bis heute stark von der kolonialen Vergangenheit beeinflusst. Nach der Berufsschule in Benin hatte ich die Chance, nach Europa zum Studieren zu kommen. In Europa habe ich durch Lesen, Hören, Veranstaltungen und Treffen mit EntwicklungshelferInnen mehr über Afrika und mein Land gelernt und gewusst: *Die Wahrheit, die Wahrheit und alles Mögliche...*

Sie sagten, Sie sind dann nach Deutschland gekommen, um hier zu studieren. Sie haben dafür auch ein Stipendium erhalten. Wer hat das finanziert? Woher kam dieses Stipendium?

Das ist eine sehr gute und kluge Frage. Wie viele junge Leute heute in Afrika, die nach Europa kommen wollen, um ein besseres Leben zu führen, hatte ich den gleichen Wunsch. Nach dem Abitur schrieb ich mich an der Polytechnischen Universität in Cotonou ein. Meine Mutti, die als Lehrerin im Bildungsministerium arbeitete, erfuhr unerwartet von einem Kollegen, dass es zwei Stipendien nach Deutschland für kluge Leute gibt. Ich bewarb mich, und da ich mit meinen Leistungen zu den Besten gehörte, bekam ich ein Stipendium für ein Studium in der DDR.

So sind wir zu viert, ohne ein Wort Deutsch zu können, am 4. September 1984 von Cotonou über Paris nach Berlin-Schönefeld geflogen.

Und als Sie in Deutschland ankamen, wie waren die Begegnungen mit den Menschen hier?

Alles war im Vorfeld gut organisiert. Wir sind angekommen, wurden abgeholt und sind von Berlin Schönefeld direkt mit dem Zug bis nach Zittau gefahren, wo wir die Sprache lernen mussten. In Zittau haben wir ein halbes Jahr intensiv Deutsch gelernt, weil es in dieser Zeit kein A1, A2, A3,... gab. Wir waren zusammen mit anderen Leuten aus Äthiopien, Kambodscha, Vietnam, Mosambik, ... ich kann sie gar nicht alle aufzählen.

Und welche Wünsche oder Ziele hatten Sie, als Sie nach Deutschland gekommen sind?

In Benin konnte ich viel mit meinen Händen machen. Ich war ein Handwerker. Ich konnte für die Leute in meinem Viertel Elektroinstallationen machen, Bügeleisen reparieren und so weiter. Jetzt habe ich auf einmal die Chance, in der DDR Elektronik zu studieren: Wie man Fernseher, Computer und alle möglichen elektronischen Geräte repariert. Das war mein Wunsch. Zuerst hieß es, ich müsse nach Dresden, um Starkstrom für große Maschinen zu studieren. Das war nicht meins! Ich wollte Elektronik studieren, also Feinwerkelektronik, weil das die Zukunft ist. Ich hatte dann das Glück, dass es hier in Ilmenau eine Frau aus Benin gab, die studiert hat. Sie meinte: Wenn du möchtest, bleibst du hier, ich organisiere das. So bin ich in Ilmenau geblieben.

Daniel Egbe: Mich interessiert die erste Begegnung mit den Deutschen. Als du nach Deutschland kamst, wurdest du abgeholt und nach Zittau gefahren. Wart ihr nur unter Ausländern oder hattet ihr Kontakt zu Einheimischen? Von Anfang an, wie war das?

Hm. Das ist gemischt. In Zittau hatte ich von Anfang an Kontakt zu Deutschen, weil wir an der dortigen Hochschule Deutsch gelernt haben. Wir hatten ein gemischtes Wohnheim mit Deutschen und Ausländern. Das ganze Wohnheim roch nach verschiedenen Gerichten. Die Bautzener kochen anders, die Vietnamesen anders, die Äthiopier anders usw. Ich war immer neugierig und wollte nicht immer nur unter Ausländern bleiben. Am Wochenende sammelte ich die Ausländer hinter mir und wir gingen in den Club, wo wir Deutsche treffen konnten.

Am Montag kamen wir wieder in den Sprachkurs und die Frau Richter fragte: „Herr, wo waren Sie schon wieder am Wochenende? Ich habe gehört, Sie waren da, da und da“. Das war die Kontrolle über die Ausländer. Man kann sagen: die STASI!

Die Stasi wusste alles... Am Ende des Jahres, bei der Weihnachtsfeier, bekam ich von den Verantwortlichen das schönste Geschenk meines Lebens. Es war ein Reiseführer, damit ich Deutschland und Europa besser kennen lerne.

Vom Sprachkurs bin ich direkt zum Studium nach Ilmenau gekommen.

Daniel Egbe: Und wo ist diese Landsfrau, die dich letztendlich hierhergeführt hat? Lebt sie noch oder...?

Ja, wegen dieser Landsfrau bin ich jetzt noch hier. Sie war eine gute Freundin meiner verstorbenen Frau.

Als geborener Katholik bin ich sonntags in den Gottesdienst gegangen. Dann sagte die Landsfrau: „Ach, wenn du von der Kirche zurückkommst, kannst du uns besuchen, ich bin bei Christina“. Ich bin dann hierhergekommen und sah die beiden Frauen hier im Haus kochen. Durch die Erziehung meiner Eltern musste ich den beiden Frauen immer helfen (bügeln, waschen, Geschirr spülen, backen, alles Mögliche). Die Frauen haben viel über mich geredet und gesagt, dass die Frau, die Thierry haben wird, es immer sehr gut haben wird. Alles kam später heraus, nachdem ich mich entschieden hatte, meine Frau Christina zu heiraten.

Daniel Egbe: Wo ist die Landsfrau jetzt?

Diese Frau? Also, wie man sagt, hat sie keine Haare auf der Zunge. Sie hatte keine Angst vor dem Rektor an der Uni. In Benin hatte sie die gleiche Berufsschule besucht wie ich. Sie war sehr gut in Mathematik, Physik, Philosophie und in allem Möglichen und hat ihre Kommilitonen in den Seminaren sehr beeindruckt. Sie hatte keine Angst und sagte immer ihre Meinung. Nach ihrem Diplom bekam sie eine Stelle bei einer Bank in der BRD. Später arbeitete sie bis zur Rente bei der Banque Africaine du Développement, erst in Tunis, dann an der Elfenbeinküste. Sie heißt Solange Aboutton. Ihr Mann war Gynäkologe.

Zurück zu Ihrer Ankunft in Deutschland. Was war die größte Umstellung von Benin nach Deutschland? Die DDR?

Hm, was für eine Umstellung...?

Was war anders? Oder ganz anders? Oder womit sind Sie nicht zurechtgekommen? Oder gab es Ähnliches wie zu Hause?

Also, ich bin im Februar geboren. Im Februar ist es hier kalt. Im Wohnheim war ich, glaube ich, mit drei anderen aus Benin in einem Zimmer. Auf einmal, weil ich ein Frühaufsteher bin, sah ich, dass draußen alles ganz schön weiß war. Da habe ich meine Nachbarn geweckt und gesagt: „Kommt, alle aufstehen! Esst alle draußen, draußen ist so viel Zucker.“

So. Erstens. Zweitens: Einmal habe ich gesagt: Ich kann nicht gut schlafen. Dann hat die Frau Richter, unsere Deutschlehrerin, gesagt: „Du musst jetzt zu unserem Hausarzt gehen“. Ich ging dann zum Hausarzt und habe erzählt: Ich weiß nicht, wir arbeiten den ganzen Tag, wir lernen und so weiter, und ich kann trotzdem nicht schlafen. Der Hausarzt fragte: "Was für Probleme haben Sie? - Ich antwortete: „Ich weiß es auch nicht“. Er sagte: "Wenn Sie abends gut schlafen wollen, trinken Sie zwei Bier."

Seitdem sage ich immer zu meinen Freunden: Wir gehen jetzt zu Hauch“, Hauch hieß früher das, was heute Kaufland ist. Da gab es nur kleine Bierflaschen. Wir haben einen Kasten Bier geholt und jeder hat abends vier Bier getrunken, dann konnten wir gut schlafen. Das ist die Umstellung (lacht).



*Thierry Ahodi erzählt über sein Leben in der Umbruchzeit 1989/90
bei der Konferenz von Africa Day 2019 in Jena.*

Okay. Wo waren Sie damals in Deutschland in der Umbruchzeit 1989/90, als die Wende kam und so. Und wie haben Sie die erlebt?

Ich habe bis 1989 studiert. Dann wurde ich gefragt: „Was wollen Sie jetzt? Was wollen Sie als Thema für Ihre Diplomarbeit? Da habe ich gesagt: "Ich möchte, dass mein kleines Land Benin sich in der Telekommunikationstechnik entwickelt". Telefonnetze. Da habe ich ein Thema bekommen, wie man Telefonnetze in ländlichen Gebieten in Afrika aufbauen kann. Da haben (sie) gesagt: „Wenn das so ist, dann schicken wir Sie nach Dresden, zu den Besten in der DDR“. Das war der Professor Bessler. Vorher war ich schon in Greifswald und Leipzig für Messtechnik. Für die Telekommunikation war ich dann in Dresden beim Professor Bessler.

Ach so, du hast also in Ilmenau studiert. Für das Diplom durftest du an eine andere Hochschule gehen?

Ja, weil die Beziehungen zwischen den verschiedenen Hochschulen in der DDR-Zeit gut waren. So bin ich im April 1989 nach Dresden gegangen. Dort habe ich meine Diplomarbeit geschrieben und im November 1989 mein Diplom verteidigt.

Von Dresden sollte ich nach Ilmenau zurückkommen. Meine verstorbene Frau lebte noch hier, hatte aber ihr Diplom an der Humboldt-Universität in Berlin geschrieben. Dort hatte sie noch eine Wohnung. Wir waren damals noch nicht verheiratet, aber befreundet. Ich machte ihr einen Überraschungsbesuch in Berlin und sie zum Essen eingeladen, damit wir mein Diplom feiern konnten.

Dann habe ich mit ihr in Berlin gelebt. Ich habe gedacht: Wenn das so ist, dann kann ich noch an der Uni in West-Berlin promovieren. So waren meine Gedanken. Und dann hat mein Professor in Dresden gesagt: Wenn Sie promovieren wollen, dann müssen Sie ein Thema in Benin finden. Das ist leider nicht zustande gekommen.

Und zur Wende waren Sie auch in Berlin?

Nein, ich war hier, dann hat meine Frau angerufen: Au, jetzt ist was los! Ich habe gefragt: Was ist denn los? Dann hat sie es mir erzählt. Dann bin ich schnell nach Berlin gefahren. Wir haben gemeinsam die Wende erlebt. Wir sind über die Grenze gegangen...

Und wart ihr schon verheiratet?

Nein. Wir haben erst 1994 geheiratet. Nach der Wende.

Sie haben ja dann 1992 die Arche hier eröffnet. Wie kamen Sie dazu? Weil Sie etwas ganz anderes studiert haben (Elektrotechnik) und dann das Café eröffnet haben?

Nach dem Diplom bin ich von Dresden nach Berlin gezogen. Ich war zwei Jahre in Berlin, von 89 bis 91. Das war die Zeit der Wende: Okay, was mache ich jetzt?

Das Land Benin, das mein Studium bezahlt hat, hatte keine Beziehung mehr zur DDR, weil die DDR nicht mehr existierte. Eigentlich war es so geplant (und im Vertrag zwischen Benin und der DDR festgelegt), dass ich nach Abschluss meines Studiums (mit der Doktorarbeit) mit meinem Fachwissen für Benin arbeiten musste. Und zwar mit Unterstützung der DDR... Aber die DDR gab es nicht mehr. Diejenigen, die mit einem Stipendium hierhergekommen waren, mussten sehen, wie sie zurechtkamen. Ich bin 1990 nach Benin geflogen, um ein Thema für meine Doktorarbeit zu finden. Wie immer in Afrika: Ohne Beziehung kein Thema! „Wie kann ein junger Mann jetzt kommen, um ein Thema zu finden, damit er irgendwann unser Chef wird?“ Ich hatte also keine Chance, die wichtigen Leute zu treffen. Dann hat mein verstorbener Papa gesagt: Du hast noch deinen Aufenthalt, du hast noch dein Rückflugticket. Du kannst zurückkommen. Was aus dir wird, ist in Gottes Hand. Und so bin ich zurückgekommen.



Juli 1998: Links) Herr Ahodi in seinem Geschäft in Ilmenau. Rechts) seine verstorbene Frau bei ihrem Stand auf einem Wochenmarkt in Berlin.

Ich habe mit meiner verstorbenen Frau noch ein Jahr in Berlin Friedrichshain gelebt. Sie studierte noch an der Humboldt-Universität. Wie alle Afrikaner musste ich von irgendetwas leben, nicht vom Einkommen meiner Frau. Und als gelernter Elektriker habe ich in West-Berlin immer nach Arbeit gesucht. Ich habe mich an der TU Berlin für ein zweites Diplom in BWL, Betriebswirtschaftslehre, einschreiben lassen, damit ich mein Papier habe, um Jobs bei Tuma zu suchen. Tuma heißt das heute, glaube ich. Du gehst früh hin, wenn du die Chance hast, bekommst du einen Job. Ich hatte Glück, meine Frau hatte im 4. Stock in Friedrichshain gewohnt. Wir hatten keine Dusche, kein Bad, nur ein Waschbecken. Es gab keine Heizung. Wir mussten aus dem Keller Holzkohle holen. Wenn ich Arbeit hatte, musste ich früh aufstehen und eine Stunde, zwei Stunden mit der S-Bahn, U-Bahn fahren, um Geld zu verdienen. Nach der Arbeit und nach der Uni (meiner Frau) sind wir mit dem Rucksack zum Ostbahnhof gegangen, um zu duschen.

Nach dem Studium meiner Frau sind wir nach Ilmenau zurückgekommen, wo ich mein zweites Diplom anfang. Dafür brauchte ich Geld. Da kam mir die Idee, Kunsthandwerk aus Westafrika nach Deutschland zu importieren. So bin ich Unternehmer geworden, während meine Frau hier an der Schule gearbeitet hat.



*Stand von Herrn Thierry Ahodi bei Africa Day 2019 in Jena.
Verschiedene Kunstobjekte und Produkte aus Afrika können erworben werden.*

Sie waren auch in der Politik tätig, hier in Deutschland und in Benin. Was haben Sie da gemacht?

Wofür haben Sie sich eingesetzt?

In der Politik war ich weder in Deutschland noch in Benin. Politik ist in unserer Familie kein Thema. Als jemand, der die Chance hatte, hier zu studieren, musste ich meinem Land Benin etwas zurückgeben. Durch mein Schulprojekt in Benin setze ich mich für eine gute Bildung von Kindern ein. Das ist meine Politik. Das ist meine Aufgabe und das wird bis zu meinem letzten Tag meine Aufgabe bleiben. Ich habe dieses Geschäft aufgebaut und dafür alles riskiert, nur um etwas für die Kinder in Afrika zu haben, aber nicht (nur) in Afrika, sondern auch hier.

Das ist dann hier auch ein Teil der Kultur aus Benin, oder?

Nicht nur aus Benin, sondern aus der ganzen Welt. Ich koche jeden Tag für die Leute international.

Kannst du das Geschäft *Arche* vorstellen?

Ja, was bedeutet das Wort Arche? Die Arche ist ein Ort, an dem sich (Tiere oder Menschen) wohl fühlen. So heißt auch meine Schule in Benin. Warum heißt das auf Französisch *La confiance*? Auf Deutsch: *Das Vertrauen*. Ich habe gemeinsam mit meiner Mutti und ihrer Schulinspektorin einen Verein in Benin gegründet. Für das Schulprojekt arbeitet dieser Verein mit dem Verein hier in Ilmenau zusammen. Alle haben gefragt: Wie soll die Schule dort heißen? Meine Frau und die Frauen aus Ilmenau haben zu den Frauen aus Benin gesagt: Wir können das nicht entscheiden, ihr müsst das sagen. Dann hat meine Mutti gesagt: Wir nennen das *la confiance*, das Vertrauen. Wenn wir euch nicht vertrauen, können wir das Projekt nicht machen.



1998 (v.l.r): Errichtung der Fassade der Arche in Ilmenau und Stand der Arche auf einem Wochenmarkt in Berlin.

Eher eine philosophische Frage. Was ist für Sie Heimat? Was verbinden Sie mit dem Wort Heimat?

Heimat, hast du gefragt, gel? Heimat ist für mich, wie auf zwei Stühlen gleichzeitig zu sitzen. Einmal in Ilmenau in Deutschland und einmal in Cotonou in Benin.

Es gibt ja die stereotype Frage: Woher kommst du wirklich? Oder wo liegen deine Wurzeln? Wie gehen Sie damit um? Diese Frage: Woher kommen Sie eigentlich?

Zwei oder drei Leute haben immer gesagt: Thierry, du darfst deinen Humor nicht verlieren. ... Vor der Covid-Zeit, von Mai bis September, bin ich immer mit meiner Cocktailbar im Westen unterwegs. Wenn mich die Leute fragen, woher ich komme, meine Wurzeln, dann wollen sie das wissen. Dann sage ich: Sie sehen doch meine Hautfarbe. Ich komme aus dem Schwarzwald. Danach sage ich immer: Ich bin aus Thüringen.

Auch wenn ich einen deutschen Pass habe, einen europäischen Pass, bleibe ich immer Afrikaner, bleibe ich immer Beniner. Ich werde nie Europäer. ... Wenn ich zum Beispiel am Pariser Flughafen ankomme, schauen die Polizisten nicht zuerst in meinen Pass: ... Ich bin Afrikaner. Ich bleibe Afrikaner. Und ich bin stolz, Afrikaner zu sein. Afrikaner hier zu sein, mit Menschen hier zu leben, in einer Welt. ... Das versuche ich allen Schülern zu erzählen Ich bin ein Kind, ein Mensch dieser Welt...

Zum Thema Migration: Es gibt ja den deutschen Ausdruck "mit Migrationshintergrund". Was halten Sie davon?

Über den Begriff Migration habe ich als Afrikaner, der schon seit 37 Jahren hier lebt, manchmal keine Lust, mit meinen Nachbarn, mit Leuten zu diskutieren. Man benutzt jetzt diesen Begriff und sagt: Migration heißt eigentlich *Asylbewerber*. *Die wollen hierher, um von unseren Steuergeldern zu leben*. Ich kann das nicht mehr hören. Ich sage immer: Darüber rede ich nicht.

Wo sehen Sie den Beitrag oder die Leistung von zugewanderten Menschen in dieser Gesellschaft? Sie haben zum Beispiel die Arche eröffnet, einen Treffpunkt für viele Kulturen.

Ich kann dazu gar nichts sagen. Ich kann nur weitergeben, was meine Nachbarn, was die Ilmenauer über die Migranten hier, über die Asylbewerber erzählen. Das ist nicht positiv. Sie sehen keinen Beitrag von denen in Ilmenau

Aber von dir. Man sieht, du hast wirklich was...

Mein Beitrag war während der Zeit, in der ich mit meiner verstorbenen Frau hier gelebt habe, und auch danach.

Sogar letzte Woche hat mir jemand gesagt: „Es fehlt wirklich etwas in Ilmenau.“ -Was denn? Seit deine Frau nicht mehr lebt, ist Ilmenau nicht mehr das, was es früher war. Ich habe hier viel gemacht. Beigetragen. Jetzt ist alles ganz anders. Das heißt, ich allein kann nicht mehr beitragen, als meine Frau und ich früher mit dem alten Bürgermeister beigetragen haben: Veranstaltungen an der Uni, hier in diesem Haus, mit Asylbewerbern in der Zeit des Irakkrieges und so weiter. So etwas gibt es nicht mehr.

Haben Sie Ziele oder Wünsche für Ihre Zukunft? Was machen Sie jetzt?

Ziele, Wünsche? Jeden Tag gut leben, lachen, wie ich es immer gemacht habe. Mein Wunsch ist eigentlich, mein Schulprojekt in Afrika zu vergrößern, zu erweitern. Und wenn es heute, morgen hier nicht mehr geht, bin ich wieder in Afrika. Ich kann meinen Schülern Deutsch beibringen. Wenn ich als Hausmeister arbeite, kann ich jungen Leuten beibringen, wie man Elektroinstallationen macht, das kann ich immer noch. Das ist mein größter Wunsch. Das ist mein Ziel. Was soll ich denn noch hier machen?

Okay. Das ist gut. Was wünschen Sie sich noch? Was würden Sie noch gerne in unserer Zeitschrift sehen? Denn wir planen ja noch weitere Ausgaben. Gibt es Aspekte, über die Sie gerne mehr lesen würden? Was wir zum Thema machen sollten?

Also das ist für mich... Ich weiß nicht, was ich sagen soll...

Das ist okay. Ist auch gut.

Also, wie ihr wisst, habe ich schon einmal den Integrationspreis bekommen.

Ach ja, das wollten wir auch noch von dir hören.

Ich habe den schon bekommen. Ich habe fast jedes Jahr Cocktails für die Thüringer Staatskanzlei gemacht. Der Ministerpräsident von Thüringen, Bodo Ramelow, freut sich immer, wenn er mich sieht. Ich versuche immer wo ich bin Thüringen zu vertreten.

Okay. Letzte Frage: Wenn Sie sich in drei Sätzen vorstellen müssten, wie würden diese lauten?

Erstens: Ich bin ein Weltbürger. Zweitens: Egal welche Hautfarbe, wir sind alle gleich. Und drittens: Tiere lieben, seine Mitmenschen, seine Nachbarn, seine Freunde, sogar seine Feinde.

MIGRANTh bedankt sich für das Gespräch

Benin – Land der Menschen, Wohnsitz der Götter

Von Tiburce Koussoho



Heute ist der 10. Januar. Es ist ein Tag der Arbeit, ein Tag, an dem in der Regel ebenfalls zur Arbeit gegangen werden musste. Ein Tag, um gute Geschäfte zu machen. Ein Tag, um ein wenig an der Steigerung der nationalen Wirtschaftsleistung zu arbeiten. Und doch geht niemand arbeiten – weder die Entscheidungsträger*innen, noch die Unternehmer*innen und schon gar nicht die Arbeitnehmer*innen. An diesem Tag, dem 10. Januar, ist die Schule geschlossen. Jedoch ist es erst eine Woche her, dass die Schülerinnen und Schüler nach zwei Wochen Ferien wieder in die Klassenzimmer zurückgekehrt sind.

Am 10. Januar strömen zahlreiche Menschen, darunter Politiker*innen, Minister*innen, Abgeordnete*innen, Intellektuelle und andere Neugierige auf die öffentlichen Dorf- und Stadtplätze. Einige Frauen sind von Kopf bis Fuß in Weiß gekleidet. Ihre hübschen Gesichter waren zudem mit Make-up geschminkt. Sie tragen keine Schuhe. Männer, die ebenfalls weiß gekleidet sind, winken hier ihrer ‚Ferula‘ zu und klopfen dort denjenigen, die vor ihnen knieen, mit einem Pferdeschwanz auf den Rücken. Auf dem öffentlichen Platz wird getrommelt, gesungen und getanzt. Es ist wieder Feiertag. Alle sind glücklich. Dabei ist es noch gar nicht so lange her, dass Weihnachten und Neujahr gefeiert wurden.

Wünschen Sie sich eine Bühne, auf der dieses Szenario aufgeführt werden kann? Dann suchen Sie bitte nicht weiter! Denn die Republik Benin stellt

Ihnen gerne ihre 114.763 Quadratkilometer zur Verfügung. Sie ist das einzige Land der Welt, in dem seit 1992 jeder 10. Januar ganz der Eucharistiefeyer des Vaudou und der Gemeinschaft seiner Anhänger gewidmet worden ist. Der 10. Januar ist der Tag des Vaudou, der Tag zu Ehren der endogenen Religion des Vaudou. *Akwaba Benin!* – Willkommen in Benin, Land der Menschen, Wohnsitz der Götter!

Benin, die Wiege des Vaudou

Diese Aussage ist zwar in vielerlei Hinsicht zutreffend; aber sie meint nicht immer nur Gutes in Bezug auf dieses westafrikanische Land an der Küste des Atlantiks, das zwar klein und arm, aber reich, ja überreich an kultureller, sprachlicher und vor allem religiöser Vielfalt ist. *Respekt! Hut ab!* Diese Ausrufe, die den Beninern, die aus verschiedenen Gründen im Ausland und weit entfernt von ihrer Heimat leben, mit freundlicher Neckerei entgegengebracht werden, implizieren in der Regel, dass sie mächtig sind, dass sie übernatürliche Kräfte besitzen und dass sie Hexen sind, die es zu fürchten gilt, gerade weil sie aus einem Land kommen, in dem der Glaube an den Okkultismus und die Praktik des Vaudou-Kult fest im täglichen Leben seiner Bewohner verankert ist. In bestimmten Kreisen, vor allem unter Intellektuellen, bei denen solche Diskurse kontinuierlich gepflegt werden, wird der Vaudou oft als ein magisches und entwürdigendes Phänomen verunglimpft, das es loszuwerden gilt...



Diese Klischees, mit dem der Vaudou und seine Anhänger erniedrigt werden, ist an sich nicht neu. Er erweist sich als ein Avatar der westlichen Zivilisation, die, um die Pläne ihrer imperialen Macht zu verwirklichen, Afrikaner*innen im Allgemeinen zu überzeugen verstand, dass sie nicht in der Lage seien zu denken und dass die einzige Alternative für sie, ein richtiges menschliches Wesen zu werden, für ihn darin bestehe, sich von der westlichen Kultur absorbieren zu lassen. Es ist unnötig, daran zu erinnern, dass in der Konfrontation zwischen dem Westen und Afrika diejenigen siegten, die über die Mittel verfügten, anderen ihre Weltanschauung aufzuerlegen. Dem westlichen Ethnozentrismus ist es im Laufe der Zeit gelungen, Afrikaner dazu zu bringen, ihre eigenen kulturellen Wertvorstellungen zu verleugnen. In diesem Zusammenhang wurde der Vaudou in Benin dämonisiert und durch andere Glaubensrichtungen ersetzt, die von unseren gallischen Vorfahren, d.h. den französischen Kolonialherren importiert und aufgezwungen wurden. Die innere Logik, die einer solchen abwertenden Auffassung des Vaudou zugrunde liegt, hat dessen Anhängern geschadet, da für sie der Vaudou eine andere Realität darstellt. Was ist also der Vaudou für die Beniner?

Vaudou hinter den Kulissen...

Äußerlich – so scheint es - besteht der Vaudou in der Verehrung eines beliebigen Gegenstandes. Dies ist eine Meinung, die ihn im Gegensatz zu seinem Verständnis in Benin allenfalls auf ein religiöses Phänomen reduziert. Denn in Benin bezieht sich der Begriff des Vaudou auf keine Religion, sondern auf ein komplexes Weltkonzept, nach dem die Welt nicht nur aus Materie besteht – gerade weil diese vergänglich ist – sondern auch aus Kräften, die die Materie bewegen. Da diese Kräfte unsichtbar sind, die aber die ganze Welt in Bewegung setzten, rufen sie im Menschen Angst und Furcht hervor. Sie führen ihn zu der Wahrheit, dass die beste Möglichkeit, von den negativen Einflüssen dieser Kräfte verschont zu bleiben, die Erkenntnis der eigenen existenziellen Fragilität, der eigenen Grenzen und Schwächen ist, welche

glücklicherweise durch die Suche nach dem Kontakt zu einer existierenden Transzendenz kompensiert werden können. So entstand bei Beniner*innen die Idee von Gott und im weiteren Sinne von Vaudou, der davon ausgehend als jene eine Modalität verstanden werden kann, die es u. a. den Menschen ermöglicht, Antworten auf die Fragen „Wer bin ich?“, „Wohin gehe ich?“, „Was soll aus mir werden?“ usw. zu finden. Vaudou bedeutet zuerst Sinnsuche. Sinnsuche für sich selbst und für die materielle Welt mit Hilfe einer unentbehrlichen Transzendenz. Das Bedürfnis nach Verbindung mit dem Geheimnis dieser Transzendenz, um Antworten auf die existenziellen Fragen zu erhalten, gipfelte wiederum im Glauben an einen einzigen Gott, der ansich unsichtbar ist und dessen Allgegenwärtigkeit und Allmächtigkeit sich in den Naturkräften spüren lassen, welche durch leblose sowie lebhaftige Wesen verkörpert werden. Wenn also ein*e Beniner*in auf dem Boden vor einem Haufen Metallgegenstände kniet, die mit Tierblut, Palmöl und Maismehl bespritzt sind, ist dies nicht als Anbetung dieser Gegenstände zu verstehen. Es geht vielmehr um die Sublimierung von der Matrizenkraft⁽¹⁾, die sie empfangen, erzeugt und ihre vielgestaltige Transformation ermöglicht hat. Diese Macht wurde zur Vaudou-Gottheit, die in Südbenin „Ogu“ genannt wird. Im gleichen Zusammenhang ist der Kult zu Ehren der Gottheit *Lissa*, symbolisiert durch das Chamäleon, nicht als Tieranbetung zu verstehen, sondern als ehfrüchtige Bewunderung der instinktgesteuerten Eigenschaft dieses Tieres, seine Hautfarbe zu verändern. In der Kultursemantik symbolisiert die Verehrung dieser Gottheit die Metapher der Unbeständigkeit und Harmonie mit einer Natur, die jedoch von einem unveränderlichen Gott geschaffen wurde. Beispiele wie diese, die in Fülle und Hülle das Pantheon des Vaudou in Benin ausmachen, manifestieren sich in Naturphänomenen (z.B.: Donner und Regenbogen) und ebenfalls auch im Pflanzenreich (z.B. dem Iroko-Baum). Die zu göttlichen Boten erhobenen Tiere im Tierreich tauchen in den Schöpfungsmythen auf, die zur Etablierung und Festigung des sozialen Systems

einer bestimmten Menschengruppe beitragen. Die Pythonschlange und der Panther, die in den südlichen Volksgruppen Benins als Schutzgottheiten gelten, sind Beispiele dafür, dass die Gegenstände und Lebewesen, die von den verschiedenen Volksgruppen Benins zu religiösen Zwecken verwendet werden, niemals willkürlich ausgewählt werden. Sie werden immer nur deshalb ausgewählt, weil sie ihrer Meinung nach Träger wertvoller Kräfte sind. Es wäre also nicht ganz richtig, im Vaudou von einer religiösen Verehrung von Gegenständen zu sprechen.

Der Vaudou, eine religionsübergreifende Philosophie

Agossu ist der jüngste Sohn eines Vaudou-Priesters. Dieser war früher ein bekannter katholischer Diakon und durfte die Messe



celebrieren. Er selbst konvertierte zum Islam, hielt sich aber an die Regeln der Gottheiten seines Vaters. Sein ältester Sohn wurde katholischer Priester. An dem Tag, an dem er geweiht werden sollte, saßen Agossu, sein Vater und ihre Freunde unweit des Altars auf den vorderen Plätzen und durften sogar zur Kommunion gehen. Ihre Anwesenheit wurde von den anderen katholischen Gläubigen sehr geschätzt.

Auch hier handelt es sich um eine Fiktion, die aber das wahre Wesen der Glaubensausübung in Benin schildert. nehmen die Dienste eines Würdenträgers des Vaudou-Kultes gerne in Anspruch, wenn es um Konflikte geht, die den Frieden stören. Ebenso ist es nicht ungewöhnlich, dass Vaudou-Anhänger bei einem evangelischen Priester nach Lösungen für spirituelle

Angelegenheiten suchen. Die Praxis der doppelten Spiritualität ist ein Phänomen, das in ganz Benin zu beobachten ist. Auf den ersten Blick mag dies als Zeichen eines schwankenden Glaubens gedeutet werden können, auf den zweiten jedoch als Ausdruck des Wunsches der Beniner nach ständigem Kontakt mit dem Transzendenten, das über die Grenzen der jeweiligen religiösen Sphäre hinausgeht. Ein Sprichwort besagt, alle Wege führen nach Rom, was im weitesten Sinne auch bedeutet, dass nicht der Weg, sondern das Ziel zählt. Ein glückliches Leben zu führen ist das Ziel vieler Beniner. Und der Weg? – Dieser führt von persönlichen Glaubensvorstellungen zu solchen, die die Grenzen des Bewusstseins und der diesseitigen Erfahrung überschreiten. Dabei eignet er sich die Werte einer ihm fremden religiösen Gemeinschaft an, auch wenn er aus Skrupel und Angst vor Bloßstellung die Nacht abwarten muss⁽²⁾, um dorthin zu gehen. In diesem Synkretismus⁽³⁾ welcher bis heute religiöse Toleranz in Benin hervorbringt, erscheint der Vaudou als ein bewusstes Konstrukt. Er ist das Werk von Männern und Frauen. Er ist der Sprössling des Denkens, womit die innere Natur des Menschen, sein ritualistischer Charakter und seine räuberische Natur hinterfragt werden können. Als solcher ist er auch die absolute Ablehnung des Dogmatismus, der den Menschen aller Verantwortung beraubt. Eine Ablehnung, die es verbietet, das Höchste Wesen, Gott, zum Raubtier unter den Menschen zu machen.



Tiburce Kossouho, 1983 in Benin (Westafrika) geboren, ist seit dem Wintersemester 2018/19 Student an der FSU Jena, wo er im Rahmen eines DAAD-Förderprogramms seine

Dissertationsarbeit zum Tier-Mensch-Verhältnis in der oraltradierten Literatur am Seminar für Volkskunde/Kulturgeschichte schreibt. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören: Cultural & Literary Animal Studies (CLAS) – Ecocriticism & Umweltliteratur – Folklore/Parömiologie – Erinnerungs- und Alltagskultur.

¹ Matrizenkraft verweist hier auf eine unsichtbare Energie, die nach der Herkunft, Entstehung oder Geburt von einem Phänomen zugrundeliegt.

² Was hier gemeint ist, entspricht dem Sprichwort „Nachts werden alle Katzen grau“ und bezieht sich auf die Schwierigkeit unzähliger Gläubiger (Christen und Animisten), mit ihren Glaubensschwankungen umzugehen. In der Praxis bedeutet dies, dass Christen, die noch Vaudou praktizieren, dies oft nachts tun, damit niemand glaubt, dass sie keine richtigen Christen sind. Ebenso gibt es viele Vaudou-Priester oder Anhänger, die sich heimlich an Christen wenden, um Unterstützung bei bestimmten Anliegen zu erhalten. Es gibt aber auch solche, die ihren Doppelglauben offen zur Schau stellen. Das Bild zeigt eine Illustration: Die Inschrift „Eglise“ bedeutet „Kirche“ und sollte theoretisch auf eine christliche Eucharistiefeyer hinweisen. In diesem Fall handelt es sich jedoch um eine Vaudou-Veranstaltung, die an einem Sonntag in einem Gebäude stattfindet, das wie eine Kirche gebaut ist.

³Mischung zweier Lehren

Jenaer Erklärung 2019 „Das Konzept der Rasse ist das Ergebnis von Rassismus und nicht dessen Voraussetzung“

Anlässlich der 112. Jahrestagung der Deutschen Zoologischen Gesellschaft in Jena hat das Institut für Zoologie und Evolutionsforschung der Friedrich-Schiller-Universität Jena eine öffentliche Abendveranstaltung zum Thema „Jena, Haeckel und die Frage nach den Menschenrassen: wie Rassismus Rassen macht“ ausgerichtet. Die folgende, gemeinsame Erklärung soll darüber informieren. Der Vorstand der Deutschen Zoologischen Gesellschaft und der Präsident der Friedrich-Schiller-Universität Jena unterstützen die Autoren in dem Bestreben mit dieser Erklärung gegen scheinbar wissenschaftliche Rechtfertigungen für Rassismus vorzugehen.

Prof. Dr. Dr. h. c. Martin S. Fischer,

Institut für Zoologie und Evolutionsforschung, Friedrich-Schiller-Universität Jena,

apl. Prof. Dr. Uwe Hoßfeld,

Institut für Zoologie und Evolutionsforschung, AG Biologiedidaktik, Friedrich-Schiller-Universität Jena,

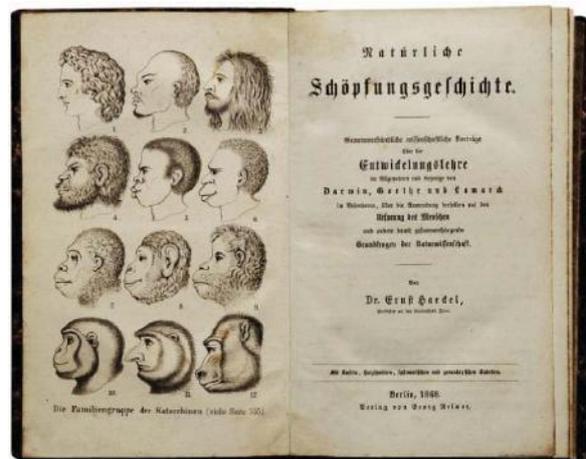
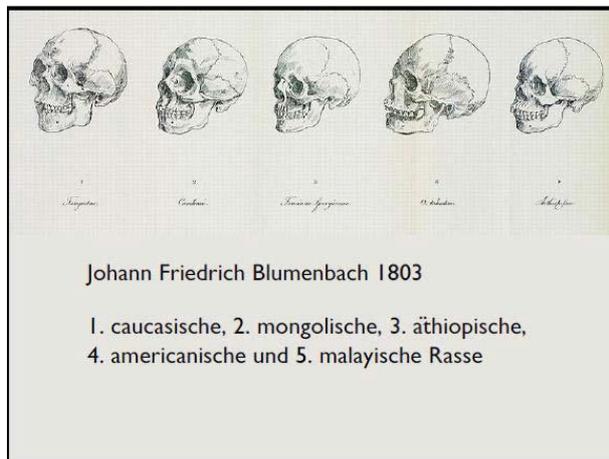
Prof. Dr. Johannes Krause,

Direktor am Max-Planck-Institut für Menschheitsgeschichte, Jena / Friedrich-Schiller-Universität Jena

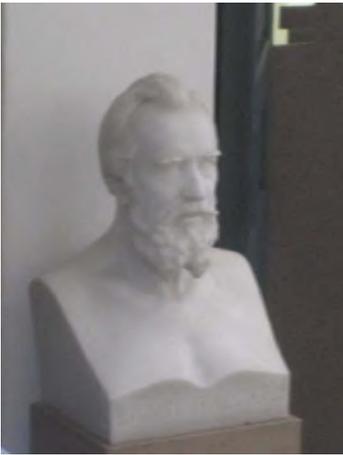
Prof. Dr. Stefan Richter,

Allgemeine und Spezielle Zoologie, Institut für Biowissenschaften, Universität Rostock

Die Idee der Existenz von Menschenrassen war von Anfang an mit einer Bewertung dieser vermeintlichen Rassen verknüpft, ja die Vorstellung der unterschiedlichen Wertigkeit von Menschengruppen ging der vermeintlich wissenschaftlichen Beschäftigung voraus. Die vorrangig biologische Begründung von Menschengruppen als Rassen – etwa aufgrund der Hautfarbe, Augen- oder Schädelform – hat zur Verfolgung, Versklavung und Ermordung von Abermillionen von Menschen geführt. Auch heute noch wird der Begriff Rasse im Zusammenhang mit menschlichen Gruppen vielfach verwendet. Es gibt hierfür aber keine biologische Begründung und tatsächlich hat es diese auch nie gegeben. Das Konzept der Rasse ist das Ergebnis von Rassismus und nicht dessen Voraussetzung.



Am 9. August 2019 jährte sich der 100. Todestag des Jenaer Professors Ernst Haeckel, des „deutschen Darwins“, wohl des bekanntesten deutschen Zoologen und Evolutionsbiologen. Ernst Haeckel, der Begründer der Stammesgeschichtsforschung hat durch seine vermeintlich wissenschaftliche Anordnung von Menschen „rassen“ in einem „Stammbaum“ in fataler Weise zu einem angeblich wissenschaftlich begründeten Rassismus beigetragen. Die Stellung der einzelnen Gruppen basierte auf willkürlich herausgegriffenen Merkmalen wie Hautfarbe oder Haarstruktur und deren Umsetzung in eine stammesgeschichtliche Sichtweise. Daraus wurde eine soziale Leserichtung mit angeblich biologisch höher und tiefer stehenden Menschengruppen.



Karl Astel, einer der führenden nationalsozialistischen Rassenforscher, ab 1933 Präsident des Thüringischen Landesamtes für Rassewesen in Weimar, Universitätsprofessor und ab 1939 Kriegsrektor der Friedrich-Schiller-Universität Jena, war überzeugt, „daß seit dem Weggang von Ernst Haeckel die Zoologie und damit die Biologie in Jena nicht mehr in der Richtung und in der Intensität an der Universität vertreten wurde, die Haeckel begründete und die für den Nationalsozialismus von größter Bedeutung“ war. Die Universität Jena sollte während der Zeit des Nationalsozialismus „zu einer rassistisch einheitlich ausgerichteten SS-Universität“ ausgebaut werden. Die von Astel immer wieder hervorgehobene „rassistische Aufbauarbeit“ und Berufungspolitik hatten eine in dieser Form wohl einmalige akademische und wissenschaftspolitische Konstellation mit sukzessive vier Professuren zur Rassenkunde bewirkt. Das von Ernst Haeckel 1907 gegründete Phyletische Museum sollte zudem unter Berufung auf ihn zum „Thüringischen Landes- und Volksmuseum für Lebenskunde, Rassewesen und Stammesgeschichte“ werden. Auch aus diesen Gründen trägt die Friedrich-Schiller-Universität eine besondere Verantwortung, sich mit der Frage von Menschenrassen auseinanderzusetzen.

Trotz oder gerade wegen der engen Verknüpfung zwischen Rassismus und vermeintlich existierenden Rassen ist es Aufgabe der Wissenschaft und damit auch einer wissenschaftlichen Fachgesellschaft wie der Deutschen Zoologischen Gesellschaft, nach einer möglichen Realität von Menschenrassen zu fragen. Dabei geht es um die Frage, ob Rassen im Allgemeinen und Menschenrassen im Besonderen, eine biologische Realität sind, oder aber ob es sich um reine Konstrukte des menschlichen Geistes handelt. Für den einflussreichen biologischen Systematiker Ernst Mayr war die Existenz von Menschenrassen ein „biological fact“ (Mayr 2002), zumindest vor der Eroberung der Welt durch die Europäer. Die Begründung entspricht der heute noch gängigsten Ansicht über die Existenz von Rassen. Menschenrassen entsprechen in so vielen Kriterien den „geographischen Rassen“ anderer Arten, dass eine Alternative ihm nicht möglich erschien, wobei Mayr sich deutlich gegen jeglichen Rassismus ausgesprochen hat.

Für geographische Rassen (oder Unterarten) betont Mayr in der Biologie allgemein die notwendige „taxonomische Unterschiedlichkeit“ zwischen geographisch getrennten Populationen einer Art. Der Begriff Rasse ist damit irgendwo zwischen dem Begriff der Population (die aufgrund der real existierenden Fortpflanzungsgemeinschaft tatsächlich einem Individuum der Wissenschaftsphilosophie entspricht) und der Art angesiedelt. Heute wird diese taxonomische Unterschiedlichkeit überwiegend aus einer genetischen Distanz bestimmt. Festzulegen, welche taxonomische Unterschiedlichkeit bzw. genetische Differenzierung ausreichend wäre, um Rassen bzw. Unterarten zu unterscheiden, ist aber rein willkürlich und macht damit auch



das Konzept von Rassen/Unterarten in der Biologie zu einem reinen Konstrukt des menschlichen Geistes. Das heißt nicht, dass es keine genetische Differenzierung entlang eines geographischen Gradienten geben kann, doch ist die taxonomische Bewertung dieser Differenzierung (als Rasse oder Unterart oder eben nicht) willkürlich. Umso mehr trifft dies für den Menschen zu, bei dem die größten genetischen Unterschiede innerhalb einer Population zu finden sind und nicht zwischen den Populationen.

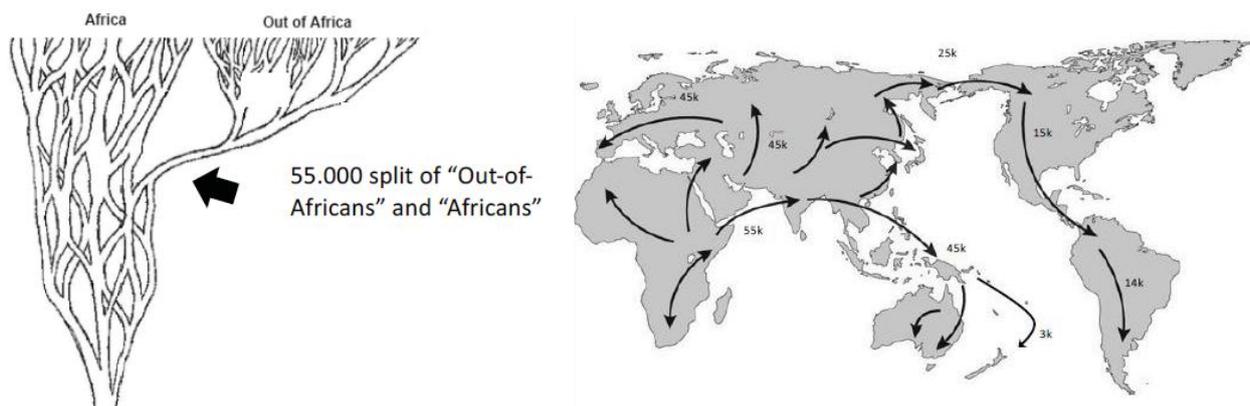
Dass es sich bei den Rassen von Haustieren um etwas ganz Anderes handelt, erkennt man schon an der fehlenden geographischen Gliederung. Haustierrassen sind ausschließlich das Ergebnis menschlicher Züchtung und nicht das Ergebnis eines natürlichen, biologischen Prozesses. Nur im Fall von Haustieren ist tatsächlich die genetische Ähnlichkeit (Homogenität) innerhalb einer Rasse größer als zwischen Rassen. Das Englische verzichtet hier auf den Begriff „race“ und spricht von „breeds“, was dem Sachverhalt viel näherkommt, der Begriff Züchtung wäre auch im Deutschen eher angebracht.

Denkschemata des biologisch begründeten Rassismus wie beispielsweise die Analogie zu Haustierrassen haben dazu geführt anzunehmen, mit gleichem Recht von Menschenrassen („human races“) sprechen zu können. Das war oft verbunden mit der Annahme, dass die Ähnlichkeit innerhalb einer vermeintlichen Menschenrasse wesentlich höher sei als zwischen diesen, weshalb eine Abgrenzung möglich sei – im Fall des Menschen ein bitterer Trugschluss.

Die Einteilung der Menschen in Rassen war und ist zuerst eine gesellschaftliche und politische Typenbildung, gefolgt und unterstützt durch eine anthropologische Konstruktion auf der Grundlage willkürlich gewählter Eigenschaften wie Haar- und Hautfarbe. Diese Konstruktion diene und dient eben dazu, offenen und latenten Rassismus mit angeblichen natürlichen Gegebenheiten zu begründen und damit eine moralische Rechtfertigung zu schaffen.

Erst durch die wissenschaftliche Erforschung der genetischen Vielfalt der Menschen wurden die Rassenkonzepte endgültig als typologische Konstrukte entlarvt. Beim Menschen besteht der mit Abstand größte Teil der genetischen Unterschiede nicht zwischen geographischen Populationen, sondern innerhalb solcher Gruppen. Die höchste genetische Vielfalt findet sich auch heute noch bei Menschen auf dem afrikanischen Kontinent. Dort liegen die Wurzeln und die meisten Verzweigungen im menschlichen Stammbaum. Auf einem dieser Äste fallen die Menschen Ostafrikas und alle Nicht-Afrikaner zusammen. Menschen außerhalb Afrikas sind somit näher verwandt mit Menschen aus Ostafrika, wie den Hadza, als diese mit Menschen aus Südafrika, z. B. mit den Khoisan. Aus stammesgeschichtlicher Sicht sind somit alle Menschen Afrikaner. Es ist deshalb geradezu paradox von „dem Afrikaner“ zu sprechen oder aus welchem Grund auch immer von „Schwarzafrikaner“. Hier handelt es sich um ein Relikt kolonialer Sprache und Denkens und es gilt wieder: Rassismus macht Rassen. Die Hautfarbe eines Khoisan aus Südafrika ist weniger pigmentiert als die von Menschen, die in Südostasien oder in Südamerika entlang des Äquators leben. Hautfarbe spiegelt hauptsächlich eine biologische Anpassung an den Grad der Sonneneinstrahlung wieder und variiert dementsprechend kontinuierlich mit der Strahlungsintensität auf der Erde.

Die vermeintlichen menschlichen Rassen gehen auch nicht auf getrennte Evolutionslinien zurück (einer anderen Vorstellung der Realität von Rassen, den sogenannten kladistischen Rassen folgend). Der anatomisch moderne Mensch entstand vor über 250.000 Jahren in Afrika, von dort verbreitete er sich in kleinen Gruppen von Menschen über die restliche Welt. Die Nicht-Afrikaner zweigten sich vor ca. 60.000 Jahren von den Menschen aus dem östlichen Afrika ab und besiedelten einen Großteil der Welt.



Nicht-Afrikaner unterscheiden sich von Menschen, die südlich der Sahara wohnen vor allem in genetischen Spuren, welche die Verbindungen mit Neandertalern und Denisovanern hinterlassen haben. Interessanterweise wurde nun gerade dieser genetische Beitrag unserer nächsten ausgestorbenen Verwandten, die vor nicht allzu langer Zeit und unzutreffend als tumbe, Keulen schwingende Vetter charakterisiert wurden, von den „White Supremacists“ in den USA verwendet, um abgrenzend eine überlegene weiße Rasse zu definieren. Allerdings ist der Anteil an Genen von Neandertalern und Denisovanern bei Ostasiaten und Gruppen in Ozeanien und Australien messbar höher als bei Europäern und eignet sich somit denkbar schlecht, eine, dank Neandertaler-Genen, „überlegene weiße Rasse“ zu definieren. Die zahlreichen und stets wiederkehrenden

Migrationen haben zudem schon immer und lange vor den großen Entdeckungs- und Eroberungsreisen der Europäer zu Verbindungen zwischen geographisch entfernten Populationen geführt.

Anstelle von definierbaren Grenzen verlaufen zwischen menschlichen Gruppen genetische Gradienten. Es gibt im menschlichen Genom unter den 3,2 Milliarden Basenpaaren keinen einzigen fixierten Unterschied, der zum Beispiel Afrikaner von Nicht-Afrikanern trennt. Es gibt – um es explizit zu sagen – somit nicht nur kein einziges Gen, welches „rassische“ Unterschiede begründet, sondern noch nicht mal ein einziges Basenpaar.

Äußere Merkmale wie die Hautfarbe, die für die typologische Klassifikation oder im alltäglichen Rassismus verwendet werden, sind eine höchst oberflächliche und leicht wandelbare biologische Anpassung an die jeweiligen örtlichen Gegebenheiten. Allein die Hautfarbe hat sich im Lauf der Migrationen des Menschen immer wieder verändert und ist dunkler und heller geworden je nach lokaler Sonneneinstrahlung oder Ernährungsweise. So waren die Menschen Mitteleuropas bis vor 8000 Jahren noch stark pigmentiert und erst mit Beginn der Landwirtschaft wanderten Menschen mit hellerer Hautfarbe aus Anatolien ein.

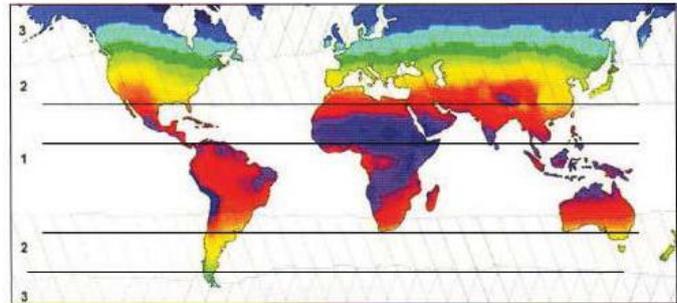


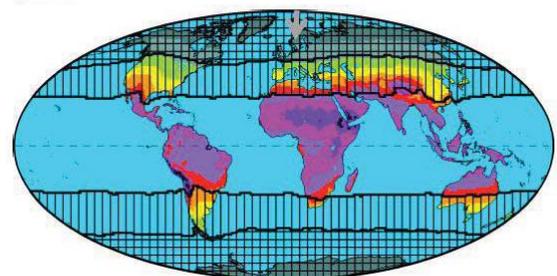
ABB. Geografische Verteilung der Hautfärbung laut Vorhersage der UV-Strahlung. In Zone 1 reicht die UV-Strahlung ganzjährig aus, um Vitamin D zu bilden. In Zone 2 ist mindestens in einem Monat pro Jahr mit weniger UV-Strahlung zu rechnen, als für die Vitamin-D-Bildung nötig ist. In Zone 3 reicht die UV-Strahlung im Mittel des Jahres für die Vitamin-D-Bildung nicht aus.

Die stark pflanzenbasierte Kost der frühen Ackerbauern bevorzugte Individuen mit hellerer Haut, um im dunklen Winter Europas genügend Vitamin D in der Haut zu produzieren. Die helle Hautfarbe der Menschen im nördlichen Europa ist jünger als 5000 Jahre. Die Verknüpfung von Merkmalen wie der Hautfarbe mit Eigenschaften oder gar angeblich genetisch fixierten Persönlichkeitsmerkmalen und Verhaltensweisen, wie sie in der Blütezeit des anthropologischen Rassismus verwendet wurden, ist inzwischen eindeutig widerlegt. Diese Argumentation heute noch als angeblich wissenschaftlich zu verwenden, ist falsch und niederträchtig. Es gibt auch keinen wissenschaftlich nachgewiesenen Zusammenhang zwischen Intelligenz und geographischer Herkunft, aber einen deutlichen mit sozialer Herkunft. Auch hier schafft Rassismus in Form von Ausgrenzung und Diskriminierung die vermeintlichen Rassen.

Der Rassismus unter den Menschen besteht jedoch weiter. Rassenforschung, Rassenkunde und Rassenhygiene bzw. Eugenik im 20. Jahrhundert als scheinbar wissenschaftliche Disziplinen waren dabei nur einige Auswüchse rassistischen Denkens und Handelns.

Eine bloße Streichung des Wortes „Rasse“ aus unserem Sprachgebrauch wird Intoleranz und Rassismus nicht verhindern. Ein Kennzeichen heutiger Formen des Rassismus ist bereits die Vermeidung des Begriffes „Rasse“ gerade in rechtsradikalen und fremdenfeindlichen Milieus. Rassistisches Denken wird mit Begriffen wie Selektion,

Skandinavier sind die nördlichsten Ackerbauern der Welt - kaum Fleisch und Fisch im frühen Neolithikum. Starke Selektion für helle Haut !



Reinhaltung oder Ethnopluralismus aufrechterhalten. Bei dem Begriff des Ethnopluralismus handelt es sich aber um nichts weiter als um eine Neuformulierung der Ideen der Apartheid. Auch die Kennzeichnung „des Afrikaners“ als vermeintliche Bedrohung Europas und die Zuordnung bestimmter, biologischer Eigenschaften stehen in direkter Tradition des übelsten Rassismus vergangener Zeiten. Sorgen wir also dafür, dass nie wieder mit scheinbar biologischen Begründungen Menschen diskriminiert werden und erinnern wir uns und andere daran, dass es der Rassismus ist, der Rassen geschaffen hat und die Zoologie/Anthropologie sich unrühmlich an vermeintlich biologischen Begründungen beteiligt hat. Der Nichtgebrauch des Begriffes Rasse sollte heute und zukünftig zur wissenschaftlichen Redlichkeit gehören.

**Die Bilder stammen aus den Vorträgen von Prof. Martin Fischer gehalten während Africa Day 2020 und Africa Days 2021.*

O´BOROBOT (Peace)

...and they were in pairs of 2,3,4 and 5.
My eyes glanced through the hall,
Grasping beautiful smiles of people in groups.
It was a busy room,
Yet, my soul was in gloom.

Have you ever felt alone in a crowd?

Leaving home was a dreadful step,
One considered as an ultimate sacrifice for an abundant harvest.

To some, I'm a heroin yet to others,
I'm nothing but a walking bundle of surrender who forsook the land...
stabbing the history.

*Me voici, pris au piège au milieu de deux mondes.
Une étrangère à chaque groupe.*

Eyes glued to me,
Slangs fiercer than wolf's fangs,
Everything you don't say tells me exactly what you're saying.

I'm no fool to not understand the whispers beneath those loud voices,
I'm no idiot to not understand those giggles after the handshakes.

*Die starken Blicke ohne Worte,
Die Worte ohne Gedanken,
Die Gedanken ohne Sinn.
Sie machen mich krank.*

Why bring forth smiles with swords,
And pull out daggers upon foundations of ignorance?

M´eu nkob nkeng br´i ra num ne me f´eu werum.

Look, I may be tired,
Struggling to push these tires.
But I'm too determined
And can't just retire

All I seek is a path of my own in this wild.
I'm stepping on no toes.
I need no foes.
So please, let me breathe.

©Tibi Chelsea Mah (2022)

African Network for Solar Energy e.V (ANSOLE e.V.) stellt sich vor

von Daniel A. M. Egbe

Kurze Geschichte

Das African Network for Solar Energy (ANSOLE) wurde am 4. November 2010 von neun afrikanischen Wissenschaftlern im Rahmen einer wissenschaftlichen Veranstaltung in Sousse, Tunesien, gegründet.



*Teilnehmer*innen der Gründungskonferenz von ANSOLE am 04.02.2011
an der Johannes Kepler Universität Linz Österreich*

ANSOLE wurde offiziell drei Monate später, am 4. Februar 2011, an der Johannes Kepler Universität Linz, Österreich, konstituiert. Die Gründungsversammlung von ANSOLE e.V. fand am 11. September 2011 in der Semmelweisstraße 19, 07743 Jena statt. Rechtlich wurden wir am 26. Januar 2012 vom Amtsgericht Jena als gemeinnütziger Verein anerkannt. Seit 2015 gehört der Verein dem MigraNetz Thüringen e.V. an. Durch seine Mitglieder ist ANSOLE derzeit in 45 afrikanischen und 31 nicht-afrikanischen Ländern vertreten. Davon sind über 90% Angehörige von mehr als 300 Hochschulen.



*11.09.2011: Gründungsmitglieder (links und Mitte) und
erste Vorstandsmitglieder (rechts) von ANSOLE e.V.*

Ein wichtiger Meilenstein von ANSOLE war die Schaffung der wissenschaftlichen Plattform BALEWARE - Bridging Africa, Latin America and Europe in Water and Renewable Energies Applications (www.baleware.org) am 29. Mai 2015 in Curitiba, Brasilien und deren Gründungskonferenz am 12. Dezember 2016 in Arusha, Tansania. Ziel der Plattform ist die Intensivierung von Forschungsk Kooperationen zwischen Afrika und Lateinamerika in den Bereichen Wasser und Erneuerbare Energien.



Links) Teilnehmende des NMP-DeLA-Workshops vom 28. bis 29. Mai 2015 in Curitiba, Brasilien, bei dem die Idee zur Schaffung der BALEWARE-Plattform geboren wurde. Rechts) Teilnehmende an der BALEWARE-Gründungskonferenz vom 11. bis 13. Dezember 2016 in Arusha, Tansania.

Ziele des Vereins

Der Schwerpunkt von ANSOLE liegt auf dem Aufbau von Humankapital (Capacity Building) in den Bereichen erneuerbare Energien (EE) und Wasser in Afrika. Es bietet eine Plattform für den Austausch zwischen Wissenschaftlern/innen und anderen Akteuren, die den Einsatz verschiedener EE-Technologien zur Lösung des akuten Energieproblems in Afrika fördern. Diese Technologien reduzieren Treibhausgasemissionen und schützen die Umwelt, indem sie den Verbrauch von Biomasse und fossilen Brennstoffen verringern. Die Hauptziele von ANSOLE sind:

- Förderung der beruflichen Aus- und Weiterbildung auf verschiedenen Qualifikationsstufen
- Förderung von (experimentellen) Forschungsaktivitäten afrikanischer und nicht-afrikanischer Wissenschaftler/innen, die direkt an der Ausbildung afrikanischer Studierender und Experten/innen beteiligt sind
- Förderung des Einsatzes von EE in Afrika

Diese Ziele tragen zur Erreichung der Sustainable Development Goals (SDGs) bei. Es ist daher erfreulich, dass das **Energy Compact** von ANSOLE e.V. Ende August 2022 von den Vereinten Nationen anerkannt wurde. ANSOLE wird als eine von zwei akademischen Institutionen weltweit gelistet, die durch verschiedene Bildungsmaßnahmen zur Erreichung des SDG 7 beitragen. Details zum Energy Compact finden Sie hier: <https://www.un.org/en/energycompacts/page/registry#AfricanNetworkforSolarEnergye.V.>



Als eingetragener Verein mit Sitz in Jena beteiligt sich ANSOLE e.V. in Thüringen an Bildungsfragen zu den 17 Zielen für nachhaltige Entwicklung (SDGs) sowie an Kunst und Kultur. Darüber hinaus bietet er eine Plattform zur Artikulation von Studierenden und Migrant*innen aus Afrika mit dem Ziel, ihre Integration und Akzeptanz in der deutschen Gesellschaft zu erleichtern. Dies geschieht im Rahmen der *Anlaufstelle für Menschen afrikanischer Herkunft* (AMAH). Das Projekt verfolgt folgende Ziele:

- Unterstützung aller Menschen afrikanischer Herkunft in Jena und Umgebung.
- Unterstützung bei Diskriminierungserfahrungen
- Interkultureller Austausch und Wissenstransfer
- Abbau von Stereotypen, Vorurteilen und Rassismus
- Expertisetransfer - Beratung von Unternehmen/Organisationen in Deutschland, die sich in Afrika engagieren möchten
- Vernetzung und Kooperation mit migrantischen und deutschen Organisationen
- Organisation von Africa Days

Das AMAH-Projekt wird von der Stadt Jena und dem Thüringer Ministerium für Migration, Justiz und Verbraucherschutz finanziell gefördert.

2021 entstand die Idee zur Herausgabe der Zeitschrift MIGRANTh, deren Umsetzung 2022 mit finanzieller Unterstützung der Thüringer Staatskanzlei und der Stadt Jena beginnen konnte.

Die Aktivitäten von ANSOLE werden durch folgende Logos repräsentiert:



Mitgliedschaft

ANSOLE hat derzeit mehr als 1200 persönliche Mitglieder weltweit, verteilt auf 45 afrikanische und 31 nicht-afrikanische Länder. Gegenwärtig hat ANSOLE 4 institutionelle Mitglieder, nämlich das Karlsruhe Institute of Technology, das International Science Programme of the Uppsala University, Schweden, das Institute of Polymeric Materials and Testing, Johannes Kepler University Linz, Österreich, das Riga Photonics Centre, Riga, Lettland, und die Université Internationale de Rabat, Marokko. **Werden Sie Mitglied!**



Logos der institutionellen Mitglieder in 2023

Einige wiederkehrende Aktivitäten des Vereins



Wissenschaftliche Veranstaltungen

ANSOLE hat bisher mehr als 40 wissenschaftliche Veranstaltungen (Konferenzen, Workshops, Sommerschulen) in 17 Ländern (mit)organisiert. Ein wichtiger Meilenstein ist dabei die erstmalige Organisation einer Session im Rahmen des Wissenschaftsgipfels der 77. UN-Generalversammlung am 21. September 2022 in New York. Details zu dieser Veranstaltung finden Sie hier:

<https://ssunga77.sched.com/event/15tjg/pan-african-initiative-to-build-research-and-innovation-capacity-to-achieve-sdg7-for-africa>

Das Video dazu ist hier zu sehen:

<https://diode.zone/w/4r7JuyACF1yomMSTQpNyVU>



Im Dezember 2022 organisierte ANSOLE zum 7ten Mal eine Veranstaltung über erneuerbare Energien in Kamerun (ANSOLECAM 2022), diesmal in Douala, der größten und bevölkerungsreichsten Stadt Kameruns. Sie fand an der École Nationale Polytechnique de Douala (ENSPD) der Universität von Douala statt. Mehr als 150 Personen nahmen daran teil.

Die zweitägige Veranstaltung beinhaltete Vorträge im Plenum, Posterpräsentationen und -wettbewerbe, Ausstellungen der sponsernden Solarfirmen, das Signieren von Dankesbildern, Kaffeepausen, gemeinsame Mittagessen und eine Abschlusszeremonie. Bei letzterer wurden die drei besten Poster prämiert, die Teilnahmezertifikate überreicht und die signierten Dankesbilder an die Sponsoren und aktiven Mitwirkenden verschenkt.



Links) Gruppenfoto nach der Eröffnung von ANSOLECAM 2022. Rechts) zwei fröhliche Teilnehmer bei der ersten Kaffeepause.

Stipendienprogramme

ANSOLE, dessen Hauptaugenmerk auf dem Aufbau von Humankapital in den Bereichen erneuerbare Energien (EE) und Wasser in Afrika liegt, sucht Sponsoren aller Art zur Finanzierung seiner 4 Stipendienprogramme: ANSOLE Sur-Place (**ANSUP**), Intra-Africa Exchange (**INEX**), Africa-Nord Exchange (**ANEX**) und Africa-Latin America Exchange (**ALAMEX**). Diese Stipendien dienen der Förderung experimenteller Forschung und Ausbildung. Für die Bewältigung der akuten Energieprobleme Afrikas und als Beitrag zur Erreichung der Ziele für nachhaltige Entwicklung (Sustainable Development Goals, SDGs) ist dies von großer Bedeutung.



*Einige ICTP-ANSOLE-Absolvent*innen bis 2017 (v.l.n.r.): Araba Amoo (Ghana), Nassima Bougerra (Algerien), Mariem Guesm (Tunesien), Serge Adjibade (Benin), Serge Nitedem (Kamerun), Vivian Suru John-Denk (Nigeria), Duvalier Pene (Kamerun) und Alain Tossa (Benin).*

Wenn uns die Worte fehlen – Frauen erzählen vom Neuanfang

Regie: Cornelia Bartlau, Kamera und Schnitt: AvocadoFilm, Dauer: 55 Min.

Drei Frauen - 2015 mit ihren Kindern aus Syrien und dem Iran geflüchtet - erzählen von ihrem Neuanfang in Jena. Im Mittelpunkt stehen ihre persönlichen Erfahrungen der letzten fünf Jahre, wobei der Fokus auf den Wünschen und Träumen vor der Flucht gegenüber der gegenwärtigen Realität liegt. Der Film geht der Frage nach, ob sich die Wünsche und Träume der Frauen erfüllt haben. Sie sind aufgebrochen in eine unbekannte Zukunft. Wie sind sie mit den neuen Herausforderungen, dem Erlernen der deutschen Sprache oder der Situation auf den Ämtern zurecht gekommen? Ihre Startbedingungen waren alles andere als hoffnungsvoll. Viel Unterstützung erfuhren sie z.B. durch das Frauenzentrum „Towanda“ Jena, den "Weltraum" im Eine-Welt-Haus e.V. Jena oder auch durch private Initiativen. Worauf sind sie jetzt besonders stolz? Oder sind sie immer noch Fremde in diesem Land und ihre Träume wie Seifenblasen zerplatzt?



Kritiken

„Herzlichen Dank an die Protagonistinnen - ein bewegender Film, hat mich tief beeindruckt.“

„Ich wollte euch zu dem wirklich guten Film gratulieren, hat mich sehr berührt.“

„Wirklich ein toller Film und so wichtig in dieser polarisierenden Zeit.“

„So unglaublich liebevoll und zugewandt gefilmt. Wir sind tief bewegt davon. Was für wunderbare Menschen! Und was sie erlebt und überstanden haben bevor sie in Deutschland waren. Die Gespräche waren so intensiv, wie viel Vertrauen ihr zwischen euch aufgebaut habt, dass sie sich so weit in die Seele schauen ließen!!!ein sehr wichtiger Film.“

„Der Film ist ein Stern in der Dunkelheit! Dass die Frauen zu Wort kommen, sich frei äußern können, hat auf mich einen sehr starken Eindruck gemacht. Gelingen ist, dass die Frauen alles so offen schildern, keine Angst haben. Aus kultureller und sprachlicher Sicht sehr sehenswert. Eine gelungene Integration.“

Trailer: <https://youtu.be/bGYCDBzET8>

Der Film ist zu beziehen über: connybartlau@web.de

Alle Aufführungsrechte liegen beim Verein: Iberoamerica e.V. Jena

Bei Anwesenheit der Protagonistinnen und Filmemacherinnen entstehen Kosten.



MIGRANT^h 01 | 23

ISSN 2942-3236

Diese erste Ausgabe wurde von der Thüringer Staatskanzlei und der Stadt Jena gefördert.

Herausgeber

African Network for Solar Energy e.V.

Redaktionsanschrift

ANSOLE e.V., Schillerstraße 5, 07745 Jena

Tel: 03641-2349352

E-Mail: info@migranth.de

Internet: www.migranth.de

Redaktionsteam

Hanna Bekele, Rahmatullah Batoor, Chris Seiferth, Sophie Schreiner, Thomas George, Daniela Raiser, Daniel Börner, Daniel Ayuk Mbi Egbe

Redaktionsleitung

Daniel Ayuk Mbi Egbe

Foto & Video

Shewa Bekele

Gestaltung und Layout

James Appiah-Bannerman, Thomas George (dieUNiKATE)

Druck und Verarbeitung

dieUNiKATE - Medien | Services

Hinter der Kirche 2, 07743 Jena

Internet: www.dieUNiKATE.com

Nachdruck und Vervielfältigung in Medien aller Art nur mit Genehmigung.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge spiegeln nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wider. Die Autor:innen zeichnen sich für den Inhalt selbst verantwortlich.

Personenbezogene Daten verarbeiten wir ausschließlich zweckgebunden und gemäß der Datenschutz Grundverordnung (DSGVO), wenn uns diese freiwillig im Rahmen einer Bestellung oder eines Abonnements mitgeteilt werden. Daten werden nicht an Dritte weitergegeben.

Spendenkonto

Bank: Sparkasse Jena-SHK

Zweck: ANSOLE e.V., Projekt MIGRANT^h

IBAN: DE52 8305 3030 0018 0256 68

BIC: HELADEF1JEN

MIGRANTh



Das Magazin über Migration und Entwicklung



ISSN 2942-3236